

Knast und Strafe

Ausgabe Nr. 58, 12. Januar 2021



NSU-Verfahren, Reichsbürger, neofaschistische Netzwerke oder antifeministische Drohungen zeigen, dass Strafverfolgung und Justiz nicht allen Menschen gleichermaßen Schutz bieten. Gerade linke Strukturen und Menschen, die für die Rechte Marginalisierter eintreten, erfahren staatliche Repressionen, während für rechte Strukturen die Spielräume groß sind. Wenn Schwarze Menschen in Zellen verbrennen und es keine*r gewesen sein soll, wenn von Polizeicomputern Morddrohungen gegen linke und migrantische Frauen* verschickt werden, wenn auf Demonstrationen Polizisten bekannte Rechtsradikale freundschaftlich umarmen, wie wirksam und wie wertvoll ist dann überhaupt die Institution „Strafe“ mitsamt ihren ausführenden Organen? Sehen wir hier ein Scheitern der staatlichen Institutionen oder verweisen diese Vorfälle auf die eigentliche Funktion des strafenden Staates? Wo genau liegt der gesamtgesellschaftliche Nutzen des Gefängnisses oder soll die Disziplinarinstitution lediglich die bürgerlich-liberale Normativität und das staatlichen Gewaltmonopol sichern?

Die Frage, wer eigentlich kriminalisiert wird und wer nicht, hat eine Klassendimension. Viele werden etwa Gewalttaten und Mord zu den häufigsten Inhaftierungsgründen zählen. Tatsächlich aber sitzen die meisten Menschen wegen „Armutsdelikten“ ein; etwa, weil sie ein Bußgeld nicht

zahlen konnten, geklaut, oder gegen das Betäubungsmittelgesetz verstoßen haben. Im Gefängnis selbst werden Inhaftierte dann durch Überwachung, Disziplinierung und ritualisierte Eingriffe in die Privatsphäre ihrer Menschenwürde beraubt. Ist das Versprechen der Resozialisierung hier nur ein legitimierendes Feigenblatt der Justiz? Besonders Transpersonen und queere Menschen leiden unter dem binären Gefängnisssystem und unter der mangelnden psychologischen oder anderweitig notwendigen Unterstützung. Währenddessen werden Steuerhinterziehung, unternehmerische Ausbeutung von Arbeiter*innen und Umweltverbrechen – wenn überhaupt – mit ein paar mahnenden Worten und einem Bußgeld geahndet. Reiche sitzen auch deshalb selten hinter Gittern oder kommen schneller wieder raus. Es stellt sich die Frage: Welche Opfer von welchen Verbrechen werden in ihrem Leid ernst genommen?

Aus den Erfahrungen des „War on Drugs“ in den USA der 1970er Jahre entstanden die Analysen von Angela Davis und anderen. Sie zeigen, dass der strafende Staat auf die Kriminalisierung ganz bestimmter (in diesem Fall Schwarzer) Lebensweisen ausgelegt ist, um eben diese Individuen zu billigen Arbeitskräften zu machen. Antonio Gramsci und Rosa Luxemburg beschrieben ihre politisch-motivierte Haft als krasseste Maßnahme einer strafenden und disziplinierenden gesamtgesellschaftlichen Ordnung. Noch heute erleiden Frauen* und Queers, die sexualisierte Gewalt anklagen wollen, retraumatisierende Befragungen oder verhöhnende Täter-Opfer-Umkehr. Seit 2015 dürfen „Gefährder“ ohne Tatbestand festgenommen werden. Seit G20 zählen neben muslimisch markierten Menschen dazu auch Linke.

Die Vorstellung eines strafenden Staates steht im Gegensatz zu Ansätzen der Traumabearbeitung, der Resozialisierung und einer gesellschaftlichen Transformation. Autonome und kollektive Gegenentwürfe, wie reparative und transformative Gerechtigkeit (*transformative justice*) versuchen, dem etwas entgegenzusetzen. Sie zielen auf Selbstermächtigung und kollektive Verantwortung (*community accountability*) ab, doch sind oftmals unterfinanziert oder werden schlicht als utopische Spinnerei abgetan. Welche dieser Vorschläge haben dennoch das Potential, zu einer befreiten, solidarischen Gesellschaft beizutragen? Was machen wir ohne Gefängnis mit den Tätern von Christchurch, Hanau, Halle? Welche Aussichten haben Inhaftierte, um ihre Würde zu behalten oder schlicht nicht wahnsinnig zu

werden? Und welche Möglichkeiten haben Betroffene, Erlebtes aufzuarbeiten und wirklich zu einer Reparation zu gelangen? Diesen und andern Fragen widmet sich diese Ausgabe.

In der Ausgabe #59 im April 2021 befassen wir uns mit dem Thema Jugoslawien und wie 30 Jahre nach der Auflösung über die sozialistische Vergangenheit nachgedacht wird.

Viel Spaß beim kritischen Lesen!

Das System Knast ist nicht reformierbar



Interview mit Marie Hurken

Über Beratung und politische Bildung für inhaftierte Jugendliche und Erwachsene und die Prävention von Dschihadistischer und Rechter Gewalt.

kritisch-lesen.de: Du arbeitest in einer mittelgroßen Stadt im Bereich Gewaltprävention. Was kann man sich unter deiner Arbeit vorstellen, also: Wie sieht dein Arbeitsalltag aus?

Marie Hurken: Ich mache in erster Linie politische Bildung und soziale Gruppenangebote in der Haftanstalt. Ein Großteil der Arbeitszeit spielt sich aber nicht in Haft ab, sondern im Büro, außerhalb der Mauern. Mein Arbeitsalltag ist dann die Auseinandersetzung mit den Themen, die wir in der politischen Bildung bringen wollen. Das bedeutet viel Diskussion über das Feld, in dem ich arbeite, weil es ein relativ junges Feld ist. Es heißt offiziell Prävention von religiös begründeter Radikalisierung, doch tatsächlich haben die Inhalte, die wir machen, selten etwas mit Religion zu tun. Dann ist der Arbeitsalltag die Auseinandersetzung mit dem, was gerade Kolleg*innen in der gesamten Republik machen, was es für wissenschaftliche Erkenntnisse gibt; der Austausch von Erfahrungen und konkret die Vorbereitung von Sitzungen in Haft. Und dann gehen wir in die JVA (Justizvollzugsanstalt, Anm. Red.) – eine Viertelstunde, bevor das Angebot losgeht. Wir führen das Angebot durch und gehen direkt danach auch wieder raus.

Wenn du sagst, ihr setzt euch viel mit den Themen auseinander, die in der politischen Bildung anstehen, was bedeutet das? Welche Themen sind das konkret?

Da geht es viel um die Kritik an Begriffen oder den Wunsch, diese spezifischer zu nutzen. Beispielweise den Begriff Islamismus, der zu Recht kritisiert wird, weil er eine Gleichsetzung mit dem Islam und eine Homogenisierung hervorruft. Gleichzeitig benutze ich ihn aber auch andauernd, weil es eine gewisse Verständigung gibt, was er bedeutet. Es geht aber auch um pädagogische Begriffe, wie zum Beispiel Resilienz. Das ist gerade super aktuell, alle sprechen über das große Ziel, Menschen resilienter zu machen. Dabei geht es darum, wie man mit bestimmten Problemlagen umgeht. Die Kritik daran ist, dass dabei die Systemkritik total hinten runter fällt. Solche Auseinandersetzungen führen wir dann auch, wenn es darum geht, welche Ziele wir eigentlich erreichen wollen mit unserer Arbeit. Man steckt dabei immer in einem Spannungsfeld zwischen Sicherheitsdiskursen und eigenen politischen Ansichten fest.

Da sind also zum einen die Ziele, die ihr euch selber steckt und die euch motivieren und eure Arbeit antreiben; und zum anderen die Ziele, die euch von außen vorgegeben werden. Kann man da von einer doppelten Zielsetzung sprechen?

Definitiv! Das Projekt wird von der Bundesregierung finanziert und die Ziele, die damit verbunden sind, sind eher Sicherheitsaspekte, die eigentlich dem, was wir als pädagogische Ziele der Arbeit haben, absolut widersprechen. Das ist ein Problem, das viele Träger haben, die vom Staat gefördert werden. Mein persönliches Ziel wäre, einen Raum zu schaffen für eine kritische Auseinandersetzung mit politischen Themen. Das ist aber etwas, das nicht besonders viel wert ist: Ein Projekt, das sagt, wir wollen eine kritische Auseinandersetzung mit dem Staat führen, im Knast, das würde kein Geld bekommen. Das wäre aber trotzdem ganz wichtig. Auch die Beteiligung an unserem Angebot zeigt, dass die Teilnehmenden das dringend brauchen.

Politische Bildung, was genau kann man sich darunter vorstellen? Bringst Du den Leuten bei, wie der Bundestag funktioniert?

Das glauben die Leute, wenn sie zu uns kommen! Dann sagen eigentlich auch alle, sie haben überhaupt keinen Bock, über Politik zu reden – und noch weniger über Religion. Was wir aber tatsächlich machen, ist, die Teilnehmenden fragen, was sie gerade beschäftigt – und dann aufzeigen, was daran politisch ist. Natürlich geht es viel um Haftbedingungen. Und das ist das nächste Spannungsfeld, weil wir nicht die Rolle dort haben, eine

Organisierung für Inhaftierte anzustoßen. Auch wenn das ganz oft mein Bedürfnis ist. Wir haben auch schon über die Geschichte von Knästen gesprochen und generell viel über tagespolitische Themen. In der freien Diskussion nach unserem Input geht es dann oft auch um pädagogische Fragen, zum Beispiel nach Widerspruchstoleranz oder Selbstreflexion.

Hat das dann auch so etwas Empowerndes?

Das wäre schön. Wenn man dadurch einen Raum geben kann, in dem die Leute selbstwirksam werden können. Es ist ziemlich traurig, aber eigentlich werden Leute, die im Knast sind, zu einem asketischen Leben gezwungen. Und es gibt so wenig Abwechslung und so wenig Raum für Auseinandersetzung, dass es gar nicht viel braucht für diese politische Bildung. Also, alleine die Haltung den einzelnen Leuten gegenüber, dass sie was zu sagen haben und das irgendwie zu sortieren und zueinander zu bringen, ist schon viel. Weil der Rest so eine Wüste ist.

Das klingt grausam. Man ist vollkommen entmündigt, so dass du nur ein kleines bisschen bieten musst und das ist schon total die Anknüpfungsmöglichkeit.

Ja. Ich ging zu Beginn auch davon aus, dass oft die Taten Thema sind, wegen denen die Leute verurteilt wurden. Das sind sie aber gar nicht. Ich glaube, das liegt daran, dass eine Verurteilung wegen einer bestimmten Tat eben nicht dazu führt, dass darüber nachgedacht wird, warum das passiert ist oder da irgendeine Selbstreflexion stattfindet. Sondern eher: Man wird verurteilt, weil man gegen ein Gesetz verstoßen hat. Das Problem ist dann sozusagen, dass man in Haft ist – und gar nicht, dass man vorher vielleicht einen krassen Einschnitt im Leben von jemandem verursacht hat. Das spielt kaum eine Rolle oder jedenfalls bekomme ich das nicht so mit. Die Isolation spielt eine Rolle und dass man die Lieblingssüßigkeit nicht mehr essen kann und dass der Fernseher kaputt ist, dass man seine Familie nicht sehen kann. Gerade auch die soziale Isolation ist das Tragische am Knast.

Isolation bedeutet: Weg von der Gesellschaft sein, weil man ja potenziell gefährlich ist. Eine Strafe verbüßen, sagt man ja auch. Aber geht es auch darum, zu büßen? Wie kann das überhaupt funktionieren?

Es funktioniert nicht. Ich finde es spannend, dass du sagst, Buße tun – das ist ja so ein religiöser Begriff. Und es hat etwas Religiöses, weil man nicht für die Tat bestraft wird, sondern dafür, dass man, wie in der Bibel, gegen die Zehn Gebote verstoßen hat. Deswegen wird man jetzt bestraft. Man hat sozusagen gegen die Gesetze des Staates verstoßen und deswegen sitzt man da. Das führt aber wiederum bei einigen Leuten, auch bei Menschen, die im Knast arbeiten, zu einem ganz abgefahrenen Zirkelschluss. Sie denken dann, „naja, diese Person wurde jetzt verurteilt, dann muss sie ja auf irgendeine Art irgendwie falsch oder schlecht sein“. Diese Annahme kommt aber auch von den Inhaftierten selbst, vor allem von Jugendlichen. Die kommen dann mit so einer ganz unterwürfigen Haltung zu uns, dass sie schlecht sind und wir ihnen jetzt erklären können, wie sie besser werden können. Ich denke, das kommt davon, dass es gar kein richtiges Verständnis dafür gibt, was sie eigentlich getan haben und warum. Das ist nochmal ein Grund, warum Knast nicht funktioniert. Weil die Lebensbedingungen, die Gründe, die dazu geführt haben, dass jemand irgendwas Bestimmtes tut, die werden gar nicht thematisiert.

Darauf zielt auch meine nächste Frage: Was für Bilder – Selbst- oder auch Schuldbilder – begegnen dir in deinem Beruf?

Im Team müssen wir natürlich aufpassen, dass wir Dinge nicht verklären. Damit meine ich, dass wir bei den Leuten, die im Knast sitzen und die wir als Betroffene vom Knast sehen, nicht vergessen sollten, dass sie möglicherweise auch Täter sind. Dennoch geht es eher in die Richtung, sich zu solidarisieren mit den Inhaftierten. Aber dann gibt es auf der Seite der JVA den Vollzugsdienst und viele andere Pädagogen, Psychologinnen, Lehrer, Lehrerinnen und so weiter. Oft haben diese eine Law-and-Order-Haltung. Wenn man diesen Job im Vollzugsdienst angenommen hat, dann ist es wie bei der Polizei ja auch, ein systemisches Problem. Und da gibt es einzelne Leute, die besonders schrecklich damit umgehen, die ihre Macht missbrauchen und rassistisch sind. Oder sexistisch, auch uns gegenüber. Das ist wirklich gruselig. Darunter gibt es aber auch immer wieder ein paar verfehlte Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen, die den Job machen, weil sie glauben, dass dort auch gute Leute gebraucht werden. Sie versuchen ihr Bestes, aber scheitern am System. Wir werden oft auch als ein Teil der Institution wahrgenommen.

Wie begründen die Inhaftierten ihre Lage selbst?

Das kann man pauschal nur schlecht sagen. Alle Leute werden in den gleichen Knast gesperrt und deswegen gibt es da einfach riesige Unterschiede, von Menschen, die extra Straftaten begehen, damit sie im Winter nicht auf der Straße sein müssen, über...naja, man kann sich alles mögliche vorstellen, warum Leute in den Knast kommen. Ich frage Inhaftierte oft, ob sie Knast gut finden oder ob sie denken, dass man das braucht. Selten sagt jemand nein. Was passiert, ist, dass Leute sagen, es sind die falschen Leute im Knast. Nur die kleinen Fische, das finden viele ungerecht. Dann gibt es die Leute, die oft auch aus politischen Gründen inhaftiert sind, die den Knast absolut ablehnen. Und es gibt auch viele, die sagen, „endlich kommt jemand und zeigt mir, dass das der falsche Weg war und jetzt will ich besser werden“. Das ist auch für mich eine abgefahrene Rolle, weil ich dann irgendwie schlimmer finde, dass die Leute da drinsitzen, als sie es selbst in dem Moment wahrnehmen.

Das grundsätzliche Problem sehe ich aber darin, dass die Leute, sobald sie draußen sind, wieder mit den gleichen Verhältnissen konfrontiert sind wie vorher. Da kann man sich noch so doll im Knast überlegen, dass das alles falsch war und dass man jetzt geläutert ist, aber das wird halt draußen nicht funktionieren. Du merkst schon meine Interpretation, die dahintersteckt: Die Leute, die im Knast sitzen, sind das Symptom von gesellschaftlichen Problemen, die damit individualisiert werden.

Kann man dieser Individualisierung etwas entgegenhalten oder wird das von den Betroffenen komplett internalisiert?

Das ist sehr schwer zu sagen, ich weiß es nicht. Es gibt auch Unterschiede zwischen den Jugendlichen und den Erwachsenen. Mit den Jugendlichen arbeiten wir mit einer größeren Gruppe, die auch über einen längeren Zeitraum zusammenkommt. Bei den Erwachsenen fluktuiert das viel mehr, der Raum ist offen, und wer Lust hat, kommt. Jugendliche sind viel kürzer inhaftiert und das Angebot ist anders angelegt. Es gibt am Ende ein Zertifikat und sie sind auch angehalten, regelmäßig teilzunehmen – oder eben gar nicht mehr zu kommen. So ab und zu, das geht nicht. Über Beziehungsarbeit mit den Jugendlichen kommt man dann auf eine andere Ebene, auf der wir zumindest manchmal die Möglichkeit haben, eine neue Perspektive zu eröffnen; etwa, was Geschlecht anbelangt und was vielleicht auch Männlichkeitsideale mit der eigenen Geschichte zu tun haben. Ich arbeite im Übrigen nur mit Männern. Bei fast allen Projekten ist es so, dass der

Frauenknast irgendwie keine Rolle spielt. Argumentiert wird das damit, dass dieser zahlenmäßig nicht relevant wäre.

Weil so viel mehr Männer inhaftiert sind als Frauen?

Genau. Und auch wegen der Art der Straftaten. Wir werden dafür bezahlt, dass wir Prävention machen und dafür gäbe es bei Frauen gewissermaßen keinen Bedarf. Frauen werden damit doppelt unsichtbar gemacht. Einmal dadurch, dass sie nicht als Täterinnen wahrgenommen werden, aber auch weil es bei Frauen noch einmal besser funktioniert, sie aus der Gesellschaft auszuschließen, weil sie auch noch im Schatten der männlichen Inhaftierten sind. Ich kann daher auch wenig dazu sagen, wie es für Frauen ist, im Knast zu sitzen. Wir wollen das gerne, aber da kommen wir nicht ran. Wir dürfen da nicht rein. Sie sind nicht wichtig.

Seid ihr auch eine Nach-Knast-Anlaufstelle?

Eigentlich nicht. Aber es kommt vor, dass Jugendliche, die entlassen werden, auch im Anschluss bei uns vorbeikommen. Wir verteilen zuvor unsere Handynummern und laden sie in unser Büro ein, wenn sie sich melden. Es ist dann eher eine Verweisberatung, in der wir gucken, wo sie gut anknüpfen können. Bei den Erwachsenen bin ich eher pessimistisch, dass wir da großartig etwas erreichen können, außer die Zeit in Haft, die sie sowieso haben, irgendwie ein kleines bisschen zu verbessern. Wobei: Ich würde auch dieses ernst-genommen-werden und wert-geschätzt-werden als Person mit eigener Haltung nicht unterschätzen, gerade in so einem System. Das kann vielleicht schon Personen dazu bringen, ein bisschen besser über die Woche zu kommen. Zum Beispiel hängen wir Dinge, die wir bei den Erwachsenen erarbeitet haben, auf dem Flur der Station auf. Als ich letztens gefragt habe, ob wir das langsam mal wieder abhängen sollen, waren alle dafür, das hängen zu lassen. Sie erklären den Anderen auf der Station sehr gern, was wir da gemacht haben und das als Begleitung in ihrem Alltag gerne dabei haben.

Strebt ihr in eurer Arbeit eine geringere „Rückfallquote“ an?

Für mich ist der Begriff sehr negativ belegt. Es gibt viele Studien dazu, aber ich glaube nicht, dass wir darauf Einfluss haben können. Dazu müsste man am sozialen System der Menschen anknüpfen. Was der Knast jedoch macht, ist, die Leute noch mehr von ihrem sozialen System zu isolieren. Zusätzlich

schwächt er auch noch die Familie oder das soziale Umfeld – zum Beispiel dadurch, dass einfach jemand fehlt, aber auch dadurch, dass die Familienversicherung und die Krankenversicherung pausiert wird, wenn Inhaftierte im Knast arbeiten. Familien müssen sich um eine eigene Versicherung kümmern, das ist teuer. Allgemein ist es ja auch stark mit Scham behaftet, in den Knast zu gehen. Das ist ein Schock für die Familie.

Solange man nicht da ansetzt, wird man es nicht hinkriegen, dass Leute weniger straffällig werden. Im Gegenteil. Die Art und Weise, wie der Knast heute funktioniert, führt dazu, dass Leute es noch schwerer haben, nicht nochmal straffällig zu werden. Ich habe dabei allerdings Diebstahl und solche Gründe im Kopf. Obwohl ich nicht danach frage, erzählen mir die Leute irgendwann schon, warum sie einsitzen. Das sind zumeist Einbruch und solchen Sachen, oder Handel mit irgendwas. Bei Jugendlichen kommen manchmal noch Körperverletzungsgeschichten dazu. Ich glaube, dass sich das durch die Zeit im Knast noch verstärken kann.

Zu meinem Job gehört ja auch die Auseinandersetzung mit religiös-fundamentalistischen Ideen. Es gibt Studien, in denen Gefängnisse als Radikalisierungskatalysatoren bezeichnet werden. Weil eine Inhaftierung eine Krise ist und weil Krisensituationen eher dazu führen, dass Leute sich radikalen Ideen anschließen. Oder zumindest, dass sie eine gewisse Offenheit für Ideologien oder Gruppen haben, die ihnen irgendwie Sicherheit und Orientierung geben. Eine Gruppe, die einen möglicherweise schützt, die Erklärungen hat, für das Leid, das man vielleicht selbst erfahren hat, die einem vielleicht sogar hilft, die eigene Tat zu verklären.

Ich nehme an, dass es eine tatsächliche Notwendigkeit der Prävention von religiös motivierter Gewalt gibt. Die findet aber im Knast in einem repressiven Setting statt und unter politisch motivierten Vorzeichen, Stichwort Extremismusklausel. Das ist irgendwie eine relevante Arbeit in einem Rahmen, der total falsch ist.

Projekte wie meins gibt es aufgrund der Extremismus-Theorie oder zumindest fußen die darauf. Ich denke, dass die Extremismus-Theorie sein Subjekt, also meine Klienten, erst konstruiert. Sie stellt also das Problem, das sie beschreibt, selbst her. Sie ist ein Herrschaftsinstrument und gefährlich für alle, die den Staat kritisieren. Gleichzeitig sehe ich religiös fundamentalistische und

Dschihadistische Gruppen als Problem, nur ist die Extremismus-Theorie der falsche Ansatz, um dieses Problem zu beschreiben, geschweige denn zu lösen. Aber ja, den realen Arbeitsauftrag gibt es. Es gibt den Bedarf an Präventionsarbeit und auch an so etwas wie Distanzierungsarbeit, also bei Leuten, die beispielsweise zum IS wollen und an der Grenze aufgegriffen werden. Es ist ja im Prinzip ein guter Ansatz, sich dann um diese Leute zu kümmern und mit ihnen eine Beratung zu machen, wenn sie dazu bereit sind. Gleichzeitig kann man auf dieser Basis gut Sicherheitspolitik machen und eine Gefahr auch größer machen als sie vielleicht tatsächlich ist. Und solche Projekte wie unseres können schon auch instrumentalisiert werden, indem zum Beispiel gesagt wird, „Guckt mal, es gibt in jeder Stadt so ein Projekt, dann muss es ja auch unglaublich viele islamistische Gefährder geben. Das ist ein riesiges gesellschaftliches Problem!“

Man stellt also allerorts die Präventionsprojekte auf, fördert sie und nutzt dann ihr Dasein für die sicherheitspolitische Versicherung: Der Staat kümmert sich?

Ja, genau. Und das angesichts der verschwindend geringen Zahlen an Leuten, die jetzt superkrass ideologisch gefestigt sind und auch in Gruppen eingebunden sind. Ich halte es schon für unheimlich wichtig gegen so religiös-fundamentalistische Ideologien im Allgemeinen etwas zu tun. Aber wenn man das vergleicht mit Verschwörungstheorien und Antisemitismus und Neuer Rechter insgesamt, dann ist das wirklich verschwindend gering.

Knast erfüllt ja im gängigen Verständnis die Funktion der Sicherheit der Gesellschaft vor der Delinquenz. Wie denkst du darüber?

Knast hat die Funktion, die kapitalistischen Verhältnisse zu schützen und die aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse in dieser Form beizubehalten, die Leute zu schützen, die von diesen Verhältnissen profitieren. Aus meiner Sicht hat Knast nicht das Ziel, einzelnen Menschen in irgendeiner Form zu etwas zu verhelfen... Ich weiß gar nicht, wie man Knast gut verkaufen könnte! Ich denke auch, dass es ein falsches Versprechen ist, wenn man einer Person, die Gewalt erfahren hat, Sicherheit vermitteln möchte. Dass eine Person dann weggesperrt ist, macht das Leben nicht sicherer, kein bisschen.

Anschließend an restorative justice-Ansätze sollte man eher schauen, wie man diese Probleme systemisch lösen kann, anstatt jetzt eine individuelle Person

wegzusperren. Auf den ersten Blick sehen diese Ansätze so ein bisschen soft aus – also Leute werden jetzt nicht mehr bestraft. Ich glaube aber, dass es viel schwieriger ist, sich mit einer Tat auseinanderzusetzen und tatsächlich reflektieren zu müssen. Und das ist etwas, was durch das aktuelle Knastsystem verhindert wird. Es wird dafür gesorgt, dass die Verurteilung das Thema ist und dass man gegen ein Gesetz verstoßen hat. Wenn es betroffene Personen von der Tat gibt, geraten diese total aus dem Blick. Eine Alternative wäre, diese Personen miteinzubeziehen und dafür zu sorgen, dass der Täter oder die Täterin in dem Fall Verantwortung übernimmt. Also kurz, von der Schuld zur Verantwortung zu kommen. Und ich finde Strafe vermittelt eher Schuld und vermittelt auch, dass man die absitzen kann. Man kann aber das Leid, das man jemandem zugefügt hat, nicht absitzen. Und das ist jetzt nur die Perspektive der Täter. Es kommt ja noch hinzu, dass die Betroffenen auch ein Recht darauf haben, selbstbestimmt daran teilzuhaben.

Ein Begriff, der ja auch immer auftaucht, ist Resozialisierung.

Die Leute werden ja erst durch den Knast de-sozialisiert. Sie werden ja aus ihren sozialen Beziehungen herausgerissen. Dann zu sagen, „jetzt fangen wir an, euch wieder zu resozialisieren, das machen wir aber an einem Ort außerhalb der Gesellschaft“, das ist doch absurd! Und noch abwegiger wird es, wenn man sich die Arbeitsverhältnisse im Knast anschaut: Viele Firmen lassen ganz normal produzieren in Gefängnissen. Und es gibt einen ganz normalen 8-Stunden-Arbeitstag, nur dass man keine Arbeitsrechte hat, überhaupt nicht mitbestimmen kann. Inhaftierte werden extrem schlecht bezahlt, weit unter dem Mindestlohn und das Argument dafür ist, dass es keine Arbeit ist, was sie da leisten, sondern Resozialisierung. Ich verstehe nicht, wie das jemand ernsthaft behaupten kann.

Das ist moderne Sklaverei eigentlich.

Ja genau, ist es. Es ist auf jeden Fall nicht menschenwürdig, unter diesen Verhältnissen zu leben und zu arbeiten. Das Ding ist, dass Leute auch draußen menschenunwürdig leben müssen und es deswegen auch im Knast eine relativ große Akzeptanz dafür gibt. Die Leute sind froh, wenn sie sich dann irgendwie Zigaretten oder so davon kaufen können. Ich sehe die kapitalistischen Verhältnisse als ziemlich großes Problem. Dass man denkt, man darf arbeiten und hat dann wenigstens so einen Funken Hoffnung, sich ein wenig gegen die Konkurrenz durchzusetzen. Da ist wenig Solidarität, weil jeder versucht,

seinen eigenen Kopf über Wasser zu halten. Ich will jetzt überhaupt nicht das Bild vermitteln, dass Leute, die im Knast sitzen, nicht untereinander solidarisch sind: Es wird super viel aufeinander geachtet und geteilt, weil man natürlich auch mitbekommt, wie schlecht es den Anderen geht. Aber trotzdem ist man immer noch irgendwie individualisiert. Es gibt die Solidarität nur in den alltäglichen Dingen und nicht in den strukturellen. Wenn man draußen ist, dann unterstützt man nicht die Familien von anderen Inhaftierten. Es hätte schon eine krasse Kraft, wenn Gefangene sich mehr solidarisieren würden.

Wir sprachen ja schon über staatliche Gewalt oder systemische Gewalt. Spielt das in deiner Arbeit eine Rolle? Gibt es bei den Inhaftierten ein Verständnis von Staatsgewalt?

Bei einigen schon. Aber eher bei denjenigen, die dieses Verständnis auch vor der Inhaftierung schon hatten. Es sitzen ja zum Beispiel viele Menschen im Knast, weil sie der PKK zugeordnet werden. Die haben dieses Verständnis sicherlich. Aber ich habe das bisher jedenfalls noch nicht mitbekommen, dass Leute das in der Haftzeit entwickelt haben. Das finde ich total schade. Es ist auch tatsächlich etwas, das ich gerne mehr erreichen würde. Gleichzeitig habe ich manchmal die Sorge, dass ich die Lage für die Einzelnen verschlimmere und noch weniger erträglich mache, wenn ich ihnen das zu stark versuche zu vermitteln. Ich möchte ihnen ja auch nicht nehmen, dass sie jetzt irgendwie ihren Frieden mit ihrer Situation gefunden haben. Ich hätte das Gefühl, dass ich die Leute für meine politischen Zwecke instrumentalisieren würde. Sie sollen auch selber entscheiden können, was sie bereit sind anzuerkennen an Ungerechtigkeiten. Es ist ja schmerzhaft, sich bewusst zu machen, wie ausgeliefert man ist und wie ungerecht das alles ist. Da hat niemand etwas davon, wenn da eine kleine Revolte blutig niedergeschlagen wird.

Aber kann das nicht auch eine Entlastung-Funktion haben? Ein Bewusstsein über die Macht des strafenden Staats?

Das stimmt, kann es auch. Und wenn du es jetzt so sagst, dann spielt das tatsächlich auch eine Rolle, also wir thematisieren das auch. Gerade diese Reflexion der Verhältnisse, in denen man vor der Inhaftierung gelebt hat, und was dazu geführt hat, dass man diese und jene Probleme hat. Also wir gehen dann nicht auf die Tat ein, die zur Inhaftierung geführt hat, sondern alle Leute kommen immer mit den Sachen, mit denen sie unzufrieden sind, und dann gucken wir, wie sich die gesellschaftlichen Verhältnisse darauf ausgewirkt

haben. Und das ist dann aber auch manchmal wiederum ein schmaler Grat. Es kann ja auch dazu führen, Verantwortung zu verdrängen, zu sagen: „Ich konnte ja nicht anders!“ Und das wird dann aber auch wieder den Betroffenen nicht gerecht. Das ist nicht einfach, aber machbar. Man könnte sagen, unser Job ist es auch, den Druck raus zu nehmen.

Wir haben das Thema Verantwortung ja schon angerissen. Bei Konzepten wie restorative justice oder transformative justice spielt ja genau das eine zentrale Rolle. Wie du schon meinst, geht es nicht darum, dass Leute einfach weggesperrt werden, und was dann mit ihrer Verantwortung geschieht, ist so ein bisschen dahingestellt. Sondern es geht ganz klar darum, wer welche Verantwortung übernehmen kann und muss. In solchen Ansätzen spielt auch eine Rolle zu fragen, was eigentlich die gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse sind, die dazu geführt haben, aber trotzdem auch das individuelle Täter*in-Sein nicht zu vergessen.

Absolut. Kollektive Lösungen sind der Schlüssel. Das heißt, soziale Systeme in den Blick zu nehmen, und zwar nicht auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene, sondern zwischen Individuum und Gesellschaft sozusagen, also die sozialen Beziehungen. Die Frage der Verantwortung muss auch auf dieser Ebene geklärt werden. Und diese Frage ist auch von derjenigen nach Schuld in gewisser Weise zu trennen.

Gibt es in deiner Arbeit Ansätze, die schon so in die Richtung transformative oder restorative justice weisen?

Nicht wirklich. Klar, wenn ich mit meiner Überzeugung und meiner Haltung meine Arbeit mache, dann spielt das natürlich eine große Rolle in allem, was ich tue. Das lässt sich davon gar nicht trennen. Aber das System ist so restriktiv, dass es unmöglich ist, da Konflikte so zu klären. Wenn jetzt ein Konflikt während unseres Angebotes passiert, dann werden solche Ansätze eingebunden. Wir finden auch immer Lösungen für Probleme, mit denen alle einverstanden sind. Wenn gegen Gruppenregeln verstoßen wird, dann versuchen wir schon, ein Verständnis dafür herzustellen, dass es jetzt nicht um Strafe geht, sondern darum, ein Gleichgewicht wiederherzustellen, andere Möglichkeiten zu finden als die klassischen Körperstrafen, die von den Jugendlichen oft erst genannt werden (lacht). Oft geht es um reflektierten Austausch. Oder dass jemand Kuchen mitbringt. Oder, dass man feststellt, dass die Regel schlecht war. In diesem sehr kleinen Rahmen ist das möglich und

passiert auch. Und das ist auch das, was mir Hoffnung gibt, die Arbeit weiterzumachen. Aber sobald das außerhalb dieses kleinen Raumes passiert, sind wir total machtlos. Dann folgen Disziplinarverfahren, etwa Isolationshaft, wenn man sich geprügelt hat.

Tragisch ist, dass man im Knast eigentlich am besten durchkommt, wenn man so richtig stumpf ist. Also, dann fällt man nicht auf, wenn einem alles egal ist, wenn man irgendwie keine Emotionen mehr hat oder die so sehr verdrängt, dass sie keine Rolle mehr spielen. Selbstreflexion macht wütend und traurig und verzweifelt und dann wird man vielleicht bei einem Streit superschnell hochkochen. Aber eigentlich ist das etwas Gutes, weil man gerade eine heftige Selbsterkenntnis hatte. Aber dafür gibt es keinen Raum. Da schließt sich der Bogen wieder zu einer Kritik am Resilienzbezug, weil dieser schnell so interpretiert werden kann: Alles ist scheißegal und man funktioniert weiter, ohne großartig aufzufallen. Das ist ein Verhalten, das eher zu Gewalt führt, denke ich. Es hängt auch mit manchen Idealen von Männlichkeit zusammen, die viele Leute in den Knast gebracht haben: Einer krassen Idealisierung von Härte und die Unfähigkeit, sich Hilfe zu holen. Wir versuchen sehr viel, das aufzuarbeiten. Da geht es dann aber auch wieder um kollektive Lösungen.

Was meinst du genau damit?

Wenn man überzeugt ist, dass es niemanden gibt, der einem hilft, dann braucht man auch gar nicht erst danach zu fragen. Ich habe das schon auch erlebt, dass viele Personen, mit denen ich zu tun habe, selber auch krasse Isolation und Gewalt erfahren haben. Was sie dann selber an Scheiße gebaut haben, war keine direkte Reaktion darauf, aber es hat auf alle Fälle dazu beigetragen, dass sie niemanden hatten, an den oder die sie sich wenden konnten.

Noch einmal zu der Frage, ob es in unserer Arbeit solche Ansätze gibt, mit denen sich die Inhaftierten mit ihren Taten und den Betroffenen auseinandersetzen. Mal abgesehen davon, dass es zu dem Zeitpunkt, an dem die Leute verurteilt werden, schon zu spät ist dafür. In Haft ist es schwer und hängt damit zusammen, dass man im Knast, wenn man zu emotional ist, damit überhaupt nicht durchkommt. Es ist viel verlangt, sich emotional zu öffnen, und das muss man für eine Reflexion. Und dann kommen auch die anderen Gefühle mit. Ich weiß nicht, wie verantwortungsvoll das ist, Leute

dazu zu überreden, diese Emotion zuzulassen und dann geh ich und sie werden in die Zelle gesperrt und sind dann da mit sich alleine. Es geht also nur so weit, wie man den Umgang damit dann auch begleiten kann.

Würdest du sagen, das System Strafe und das System Knast sind reformierbar?

Nein, absolut nicht. Aus allen Gründen, die ich bisher genannt habe. Die Hoffnung auf Reformierbarkeit setzt einfach an der falschen Ebene an, die ganze Grundlage davon ist falsch. Man müsste komplett neu ansetzen, nämlich an kollektiven Lösungen. Deswegen ist das nicht reformierbar. Und auch aus dem Grund: Das einzige, was ich jetzt noch nicht genannt habe, ist der körperliche Aspekt sozusagen. Knast würde immer bedeuten, Leute, von denjenigen, denen sie nahe sind, wegzusperren. Und alleine das: jahrelang, ohne körperliche Nähe zu leben, ist schon eine ganz schon große Herausforderung. Sich konkret etwa vorzustellen, dass man irgendwie Jugendliche von 17 bis 21 jahrelang einsperrt – und dann erwartet, dass sie eine Form der Sexualität danach haben, die irgendwie cool ist für irgend jemanden. Dieses Konzept ist aus meiner Sicht nicht reformierbar.

Wie hältst du diesen Widerspruch zwischen deiner Perspektive und der Arbeit in diesem System aus, ohne die Perspektive, daran groß etwas ändern können?

Die Frage stelle ich mir jedes Mal, wenn ich da drin bin. Projekte wie unseres können schnell auch zu einem Feigenblatt werden. Damit meine ich etwa, als Argument herhalten zu müssen, dass es die Resozialisierung [im Sinne einer Maßnahme, Anm. Red.] ja gibt. Oder auch, dass wir die Symptome in gewisser Weise abschwächen, wenn wir Konflikte tatsächlich klären. Es ist das Anstrengendste an meiner Arbeit, diese Ambivalenzen auszuhalten. Für mich persönlich wäre es aber nicht richtig, deshalb mit der Arbeit aufzuhören. Dafür ist es für mich jetzt schon zu spät. Ich finde, ich kann gleichzeitig in diesem schrecklichen System arbeiten und dagegen ankämpfen, solange es keine bessere Lösung gibt. Wenigstens gibt es diesen kleinen Raum. Die Leute, die jetzt gerade im Knast sitzen, die hätten auch nichts davon. Es wäre auch nicht gut, es aus einem linken Identitätsgrund nicht mehr zu machen, um meinen politischen Glanz nicht zu beschmutzen. Man macht es sich auch leicht, wenn man sich immer sehr stark abgrenzen kann von dem, was man kritisiert. Zuvor war Knast für mich kein Thema, bis auf Silvester dahin und

ein bisschen Feuerwerk zünden. Jetzt kenne ich die Innenperspektive und gleichzeitig habe ich auch politisch eine viel klarere Haltung und eine größere Vorstellung davon, was man besser machen kann. Ich versuche, das auch politisch umsetzen und mich nicht selber zu deradikalisieren. Und das passiert auch eigentlich nicht. Im Gegenteil, ich krieg jetzt noch viel mehr mit, wie falsch das alles ist. Ich kann dadurch auch meine Politik und meine Kritik schärfen. Ich wurde einmal gefragt, ob ich für politische Ziele meinen Job gefährden würde. Und ich war ganz beleidigt von der Frage. Weil ich mich mit meiner politischen Haltung sehr stark identifiziere und mit meinem Job halt nicht. Aber solange es da diesen Raum gibt, wo ich die Sachen machen kann, die ich vertreten kann, werde ich den auch nutzen.

**

Das Interview führte Andrea Strübe.

Zitathinweis: kritisch-lesen.de Redaktion: Das System Knast ist nicht reformierbar. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/nPSoU>.

Sicherheit von Links



Essay von Melanie Brazzell

*Der Staat macht sich selbst der Gewaltausübung schuldig.
Es braucht Alternativen für den Umgang mit Gewalt
innerhalb der Communities.*

Essay von [Melanie Brazzell](#)

Nach den Black Lives Matter-Aufständen in den USA und weltweit wird auch jenseits der linken Szene darüber nachgedacht, welche Rolle die Polizei in der Gesellschaft einnehmen soll – und ob es Alternativen zu ihr gibt. Wenn uns Polizei (und andere Sicherheitstechniken wie Grenzen und Gefängnisse) keine Sicherheit geben können, welche Möglichkeiten gibt es dann? Wie können wir selbst Sicherheit schaffen?

Um Analysen zusammenzutragen und Antworten zu finden, habe ich zusammen mit verschiedenen Aktivist*innen & Organisationen das Projekt Was macht uns wirklich sicher? initiiert. Daraus hervorgegangen sind eine Webseite, Seminare, Veranstaltungen, eine Ausstellung sowie ein Toolkit für Aktivist*innen. Dieses stellt das Sicherheitsversprechen des Staates bewusst in Frage, weil Techniken wie Polizei, Gefängnis und Grenzen Gewalt (re)produzieren statt sie zu beenden. Insbesondere was sexualisierte und Partner*innen-Gewalt angeht, stellt sich seit der Silvesternacht in Köln 2015 die Frage: Wie konnten scheinbar „gute Ideen“ wie die Unterstützung der von Gewalt betroffenen Personen zum Vorwand für rassistische Überwachung und ein neues Sicherheitsregime werden?

Vom Wohlfahrtsstaat zum strafenden Staat

Im Zuge der Schwächung des Wohlfahrtsstaats erfahren Law-und-Order-Strategien im Umgang mit sozialen Problemen wie Armut, Obdachlosigkeit und sexualisierter Gewalt in Nordamerika und Westeuropa wachsende Bedeutung. Vorreiter dieser Entwicklung sind die USA, wo der strafende Staat sich am deutlichsten in der massenhaften Inhaftierung seiner Bewohner*innen zeigt: Fast ein Prozent der US-amerikanischen Bevölkerung ist derzeit in Strafanstalten eingesperrt, deutlich mehr als in anderen Ländern. Dabei sind von der Inhaftierung Schwarze Menschen und People of Color überdurchschnittlich häufig betroffen: Während der Anteil von Schwarzen Menschen an der Bevölkerung 13,2 Prozent ausmacht, beträgt er bei den Inhaftierten 35,4 Prozent.

Deutschland ist weit von der US-amerikanischen Praxis der Masseninhaftierung entfernt, dennoch sind ähnliche Entwicklungen zu beobachten. Auch hier ist das soziale Sicherheitsnetz durch Maßnahmen wie die Hartz-IV-Reformen und das Austeritätsdiktat im Zuge der Eurokrise ausgedünnt worden, gleichzeitig kommen zunehmend Instrumente des strafenden Staates zur Anwendung – zum Beispiel die Präventivhaft sogenannter „Gefährder“ durch neue Polizeigesetze. Darunter fallen Überwachungs- und strafrechtliche Verfolgungsmechanismen, die auf rassistischen Kriterien beruhen und die Bewegungen und Handlungen bestimmter Bevölkerungsgruppen kontrollieren und einschränken. Solche „Gefängnis“-Techniken sind keine neuen Importe aus den USA, sondern tief in der Geschichte von Kolonialismus und Nationalsozialismus verwurzelt (vgl. Samour 2017), wie aktuell die Berliner Kampagne Ban! Racial Profiling – Gefährliche Orte Abschaffen! aufzeigt. Gerechtfertigt wird dieser Ausbau strafender Institutionen, wie etwa psychiatrische Einrichtungen, Abschiebegefängnisse, Lager für Geflüchtete oder Haftanstalten, in der Regel mit der Begründung, diese Einrichtungen schützten die Bevölkerung, vor allem „wehrlose Frauen und Kinder“ (*weiß*, deutsch), vor gefährlichen Einzeltäter*innen.

Aber für viele Trans- wie Cis-Frauen*, die Partner*innen-Gewalt erfahren, bei der Arbeit diskriminiert oder auf der Straße belästigt und schikaniert werden, ist der Staat keine Institution, die für ihre Sicherheit sorgt. Im Gegenteil: er ist eine Quelle weiterer Gewalt. Migrant*innen und geflüchtete Frauen* sind der

sexualisierten Gewalt von Polizeibeamt*innen oder Grenzschützer*innen ausgesetzt. Sie laufen Gefahr, ihren Aufenthaltsstatus zu verlieren und abgeschoben zu werden, wenn sie etwa nach einem sexuellen Übergriff bei staatlichen Stellen Unterstützung suchen. Auch Sexarbeiter*innen, obdachlose Jugendliche oder mittellose Frauen* sind häufig mit der Kriminalisierung ihrer Überlebensstrategien konfrontiert, wenn sie zum Beispiel auf der Straße ihr Geld im informellen Beschäftigungssektor verdienen oder sich gegen gewalttätige Partner*innen zur Wehr setzen. In solchen Fällen werden die Betroffenen von Gewalt zu Täter*innen gemacht und selbst zum Ziel polizeilicher Gewaltausübung: Ihnen drohen Einweisung, Gefängnis oder Abschiebung. Und selbst die betroffenen Menschen, denen durch ihre gesellschaftlich privilegierte Situation möglicherweise eine Retraumatisierung durch die Polizei erspart bleibt und die eine Verurteilung der Täter durch das Gericht erfolgreich durchsetzen können, wünschen sich oft mehr Gerechtigkeit, Wiedergutmachung und Heilung als das Rechtssystem ihnen bieten kann.

Da sich sexualisierte Gewalt am häufigsten im bekannten Umfeld oder der Familie ereignet, haben betroffene Personen über die Tat hinaus oft mit komplizierten Beziehungsgeflechten zu kämpfen, die nicht allein mithilfe eines Gerichtsverfahrens oder Kontaktverbots gelöst werden können. Obwohl das neue „Nein heißt Nein“- Sexualstrafrecht in Deutschland betroffenen Personen einen besseren Zugang zum Strafrechtssystem ermöglicht, fragen viele Aktivist*innen zu Recht: „Warum soll das der einzige Weg sein?“

LGBT & feministische Komplizenschaft mit dem strafenden Staat

Umso beunruhigender ist die Komplizenschaft von Akteur*innen „progressiver“ sozialer Bewegungen, auch feministischer und LGBT-Organisationen, mit dem strafenden Staat. So kommt es immer wieder vor, dass deren Sicherheitsbelange und entsprechende Forderungen von staatlicher Seite aufgegriffen und instrumentalisiert werden, um einen aggressiveren polizeilichen Umgang mit PoC und Migrant*innen zu rechtfertigen. Auf die rassistische Medienhetze gegen nordafrikanische Männer, die man pauschal für sexuelle Übergriffe während der Silvesternacht in Köln und anderswo

verantwortlich machte, folgte kurz darauf ein Beschluss im Bundestag, der Marokko, Algerien und Tunesien zu „sicheren Drittstaaten“ erklärte, in die nun leichter abgeschoben werden kann. Darüber hinaus wurde die Reform des deutschen Sexualstrafrechts – für die sich Feminist*innen jahrelang gegen den Widerstand von weiten Teilen der Politik eingesetzt hatten – zu einer Priorität der Konservativen, als nicht-weiße Männer als Täter ins Fadenkreuz gerieten. Das führte dazu, dass die „Nein heißt Nein“-Reformen des Sexualstrafrechts mit rassistischen und strafrechtlichen Maßnahmen versetzt wurden. Zugleich verabschiedete der Bundestag das sogenannte Prostituiertenschutzgesetz, das Sexarbeiter*innen verpflichtet, sich staatlich registrieren zu lassen und einen Ausweis bei sich zu tragen – was diejenigen ohne Aufenthaltserlaubnis noch stärker in die Illegalität und Schutzlosigkeit treibt.

Solche Gesetze, die vorgeben, „unschuldige Opfer“ zu schützen, sind typisch für eine bestimmte Tradition von Law-und-Order-Politik, bei der moralisierende Argumente und Ängste in Bezug auf sexualisierte Gewalt, Prostitution oder Frauenhandel gezielt genutzt werden, um den strafenden Staat auszubauen. Wissenschaftliche Studien zeigen für die USA im besten Fall ambivalente Ergebnisse, was diese repressiven Ansätze angeht. Häufig verschärfen sie die Probleme der betroffenen Personen. Das Gleiche ist in Deutschland zu erwarten, da auch hier die eigentlichen Ursachen von sexualisierter Gewalt nicht angegangen werden.

Feministische Initiativen, die zum Teil direkt mit dem strafenden Staat kooperieren, tragen so zur Kriminalisierung, Überwachung und zum Tod von People of Color bei, indem sie, der kolonialen Tradition entsprechend, die mythologische Figur der *weißen*, unschuldigen Frau bemühen. Gayatri Chakravorty Spivak hat einst das britische Kolonialsystem in Südasien mit dem berühmten Satz charakterisiert, es gründe auf dem Bild von „weißen Männern, die braune Frauen vor braunen Männern retten“ (Spivak 1988). In post-kolonialen Zeiten könnte die verzerrte, pseudo-feministische Konstellation analog dadurch charakterisiert werden, dass nun „weiße Frauen (andere) weiße und braune Frauen vor braunen Männern retten“.

Ein neues Nachdenken über Sicherheit jenseits von Gefängnis und Polizei

So wie Marx die bürgerlichen Konzepte von Freiheit und Gleichheit hinterfragte, die in sich die Unfreiheit und Ungleichheit des Zwangs zur Lohnarbeit bergen, so muss auch das liberale Sicherheitsdenken immanenter Kritik unterzogen werden, wenn die Sicherheit von einigen den Tod von anderen bedeutet. Eine solche Biopolitik, die Unterdrückungsverhältnisse verstärkt und damit die Grundlage für weitere Gewalt legt, untergräbt tatsächlich die Sicherheit von allen.

So wie Freiheit ist liberale Sicherheit negativ bestimmt: als die Abwesenheit von Angriffen und Gewalt. Gewalt meint hier sichtbare, physische, einzelne Ereignisse. Strukturelle, „langsame“ Gewalt hingegen, wie die Weigerung von Gesundheitsvorsorge für geflüchtete Personen oder Wohnungen für obdachlose Menschen, kann dessen ungeachtet fortgesetzt werden. Dieses „Not-in-my-backyard“-Verständnis beinhaltet die Vorstellung von geschützten und immer stärker privatisierten Räumen, in denen man sich frei bewegen und ungehindert seine Rechte ausüben kann.

Befürworter*innen einer Logik der Bestrafung wollen uns weismachen, Sicherheit entstehe durch Eindämmungs- und Abschottungsmaßnahmen (durch Gefängnisse, den Bau von Grenzzäunen etc.) oder durch die Abschirmung besonders gefährdeter Personen (zum Beispiel in Frauenhäusern). Solche Sicherheitsökonomien stufen einige Körper als „Überfluss“ ein, der getrost entsorgt werden kann, andere als „wertvolle“ Opfer, solange diese in ihren passiven Rollen verharren, abhängig von externen, mächtigen Beschützer*innen. Aber wäre es nicht viel sinnvoller, die Verhältnisse anzugreifen, die für sexualisierte Übergriffe verantwortlich sind, anstatt zu versuchen, die Täter oder gar die Betroffenen von Gewalt innerhalb der Gesellschaft zu isolieren?

Positive Sicherheit ist widerstandsfähiger: Sie sucht keine externe Schutzkraft, sondern Selbstbestimmung. Mit dem Aufbau solidarischer und fürsorglicher Beziehungen gehen wir gegen Entfremdung und prekäre Lebensbedingungen an, die gewalttätiges Verhalten befördern. Die Realität unseres kosmopolitischen Lebens ist, dass wir mit Menschen in unserer Umgebung

leben, die wir uns nicht ausgesucht haben. Dies stellt uns vor die Herausforderung, ein solidarisches Konzept der Sicherheit zu entwickeln, wo niemand überflüssig oder entbehrlich ist. Ein positives Konzept von Sicherheit ist aber auch weniger eindeutig: Anstatt festzulegen, welche Räume oder Orte „sicher“ und welche Personen „unbedenklich“ sind und diejenigen auszugrenzen oder einzusperren, die als „bedrohlich“ oder „verzichtbar“ gelten – aufgrund ihrer „race“, ihrer Staatsbürgerschaft oder ihrer Klassenzugehörigkeit –, sieht dieser Ansatz den Aufbau von sozialen Beziehungen sowohl als Ziel als auch als Methode gegen Gewalt. Transformative Gerechtigkeit als Alternative zu Polizei und Gefängnissen baut auf die lange „Schwarze radikale Tradition“ (Cedric Robinson) und bietet im Vergleich zu den *weißen* einen Schwarzen Raum der Imagination, der „Abtrennung in Zusammenkunft wandelt“ (Lipsitz 2011, S. 51, Übers. MB).

Transformative Gerechtigkeit durch community accountability

Dieses Verständnis von Sicherheit ist inspiriert und geprägt von meiner Arbeit mit der Bewegung für community accountability (kollektive Verantwortungsübernahme) und transformative justice (transformative Gerechtigkeit), die Frauen* & Trans, nicht-binäre & queere People of Color in den USA gegründet haben. Sie sind im strafenden Staat besonderen Gefährdungen ausgesetzt, weil sie sich als Angehörige mehrerer marginalisierter Positionen an der gefährlichen Schnittstelle von staatlicher Gewalt und sexualisierter und Partner*innen-Gewalt befinden. Viele von ihnen kommen zu dem Schluss, dass der strafende Staat sie nicht schützt, sondern eher zusätzlich bedroht, und daher keine Lösung für sie sein kann. Es ist kein Zufall, dass gerade sie sich der Herausforderung gestellt haben, grundsätzlich neu über die Themen Sicherheit und community-basierte Alternativen zum Polizei- und Gefängnissystem nachzudenken, in politischen Kontexten wie den Bewegungen zur Abschaffung von Gefängnissen oder Black Lives Matter.

Die community accountability & transformative justice (CA-TJ)-Bewegung entstand durch eine doppelte Intervention von Trans* & Frauen* of Color, sowohl in cis-männerdominierten antirassistischen Kontexten als auch in *weiß*dominierten feministischen Räumen. Immer wieder in der Rolle der

politischen Brückenfigur, wiesen sie auf die blinden Flecken in zwei Zusammenhängen hin: in den Mainstream-Anti-Gewalt-Organisationen einerseits, die nur Beziehungsgewalt thematisierten und staatliche Gewalt verschwiegen, und den Initiativen gegen staatliche Gewalt andererseits, die keine alternativen Umgangsformen für den Fall von zwischenmenschlicher Gewalt liefern konnten.

INCITE!, ein Netzwerk radikaler Feminist*innen of Color, das vor 20 Jahren in den USA gegründet wurde, hat als erstes den Begriff community accountability geprägt. INCITE! nennt vier zentrale Aspekte dieses Konzepts:

- Unterstützung von betroffenen Personen, Gewährleistung ihrer Sicherheit und Selbstbestimmung;
- Verantwortungsübernahme durch den*die Gewaltausübende und Verhaltensänderung;
- Maßnahmen innerhalb der Community, die gegen Unterdrückung und Gewalt gerichtete Haltungen und Praxen stärken;
- Strukturelle Veränderung der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse, die für den Fortbestand von Gewalt verantwortlich sind. (INCITE! 2008)

Die Methoden, die INCITE! vorschlägt, sind für zwischenmenschliche Gewalt entwickelt, nicht für Gewalt von Seiten des Staates, Konzernen oder Institutionen. In meinen Interviews mit Aktivist*innen aus den Staaten zeigt sich, dass diese Techniken offenbar am besten in kleinen Communities funktionieren, wo es entweder viel geteilten Alltag gibt, wie in Nachbarschaften; oder auch geteilte Werte und Identitäten, wie bei gut strukturierten politischen Organisationen – ein Beispiel ist der Prozess, den die Gruppe Black Youth Project 100 geführt hat. Im Transformative Justice Kollektiv Berlin, das ich 2011 mitgegründet habe, arbeiten wir praktisch meist in weißdeutsch-dominierten, linken Zusammenhängen wie Hausprojekten und politischen Gruppen. Häufig handelt es sich hierbei um den Versuch, mit geringen Ressourcen am Rande des Möglichen zu experimentieren und zu improvisieren. Es gibt kein feststehendes Modell, das auf alle Einzelfälle passt, transformative justice bietet vielmehr Orientierung, trägt Vorschläge zusammen, welche Ansätze in bestehende politische Strukturen und Arbeit integriert werden können.

Auf der Suche nach Alternativen zum strafenden Staat haben sich TJ-Aktivist*innen verschiedene Quellen heran gezogen, darunter auch indigene

Justizformen (INCITE! 2003; Ptacek 2010), heute allgemein bekannt unter dem Namen restorative justice. Ursprünglich kamen diese Ansätze aus der Gefängnisreform- und der abolitionistischen Bewegung sowie aus antikolonialen Kämpfen für indigene Selbstbestimmung. Nach und nach sind sie jedoch in verschiedenen Ländern als Mittel der Diversion in die Strafjustiz integriert worden.

Im Unterschied zum Täter-Opfer-Ausgleich und anderen Mediationsmethoden, die dem Konzept einer restaurativen Justiz folgen, betrachten Vertreter*innen von CA-TJ Gewalt nicht losgelöst vom größeren Kontext systematischer Unterdrückung und eines Machtgefälles, das nicht einfach durch Mediation wiedergutmacht werden kann. Daher müssen sowohl das individuelle gewalttätige Verhalten als auch die diesem Verhalten zugrunde liegenden sozialen und politischen Verhältnisse verändert werden.

Die Grundsätze transformativer Gerechtigkeit

1) Selbstbestimmung statt Schutz für betroffene Personen CA-Strategien liegt die Annahme zugrunde, dass Betroffene von Gewalttaten über umfangreiches Wissen und Fähigkeiten verfügen, die sie zu potenziellen Akteur*innen sowohl der eigenen als auch gesellschaftlicher Veränderung macht. Es wäre falsch, sie auf den Status eines hilflosen Opfers zu reduzieren, das von einer äußeren Kraft (wie dem väterlichen Staat) oder bürgerlichen Fachleuten (wie Mitarbeiter*innen von professionellen Anti-Gewalt-Programmen) beschützt werden muss. Stattdessen geht es bei Sicherheit um Selbstbestimmung und der Herausbildung von Widerstandskraft gegenüber gewalttätigen Verhältnissen sowie das Aufbauen eines Werkzeugkastens von Strategien zur Bewältigung derselben.

LesMigraS, der Antidiskriminierungs- und Antigewaltbereich der Lesbenberatung Berlin, ist ein Beispiel, wo solche Strategien bereits angewendet werden. Der Verein berät sowohl Betroffene als auch Einrichtungen oder Szene-Lokale, in denen es zu (sexualisierten) Vorfällen kam. Ihren Ansatz zur Community-Unterstützung haben sie in einer Broschüre zusammengefasst. Auf diese Art und Weise können Pläne entwickelt werden, wie beispielsweise betroffene Personen eine*n gewalttätige*n Partner*in

verlassen können oder wie sie am besten mit Arbeitskolleg*innen oder den eigenen Kindern über das sprechen können, was ihnen passiert ist. Kollektive Unterstützung kann etwa im Rahmen von „Heilungszirkeln“ oder „Krisenreaktionsteams“ organisiert werden, die Care-Arbeit wie Babysitting und emotionale Unterstützung, aber auch Übersetzungsarbeit oder Begleitung zum Amt anbieten können. Manche Aspekte sind allerdings in der weißdominierten linken Szene bisher nicht angekommen. Der Ansatz Schwarzer Feminist*innen aus den USA, die auf eine Politik der Liebe, Heilung und der Rehumanisierung von Menschen setzen, die in ihrem Leid aufgrund ihrer gesellschaftlichen Position kein Gehör erfahren, lassen sich einer weißen Linken, die Rassismus zu lange als eine Nebenerscheinung des Kapitalismus betrachtet hat und Spiritualität und Emotionen in der Politik ablehnt, nur schwer vermitteln.

2) Verantwortungsübernahme statt Strafe für gewaltausübende Personen
Gewaltausübende Personen sollte die Möglichkeit gegeben werden, Verantwortung für das von ihnen begangene Unrecht und den angerichteten Schaden zu übernehmen. Die Community ist nicht nur der Ort, wo Alternativen entwickelt und umgesetzt werden können, sie gibt auch die Methode vor. Im Gegensatz dazu reagiert das Gefängnisssystem auf Schaden durch das Abbrechen von Beziehungen, während Verantwortungsübernahme den Aufbau von Beziehungen als nachhaltige Alternative sieht.

Konkret bedeutet dies, dass aus der Community heraus Initiativen unternommen werden, um auf die gewaltausübenden Personen Druck auszuüben, ihr gewalttätiges Verhalten aufzugeben und sich ihrer Verantwortung zu stellen. Das kann heißen, eine Therapie oder Entziehungskur zu beginnen oder Wiedergutmachung gegenüber den Betroffenen zu üben. In manchen Fällen haben sich Initiativen zusammengefunden, um langfristig (über mehrere Jahre hinweg) einen solchen Rechenschafts-, Wiedergutmachungs- und Lernprozess zu begleiten. Das Umfeld muss allerdings die Motivation haben, diese Person in der Community behalten zu wollen, und die gewaltausübende Person muss motiviert sein, sich mit dem Thema auseinanderzusetzen.

Der CA-TJ-Ansatz wurde von Menschen in den Staaten entwickelt, wo bestimmte Körper ungerechtfertigterweise und grundlos kriminalisiert werden. So großzügig über Täterschaft zu sprechen wie diese Menschen es

tun, ist in einem deutschen Kontext, mit dem Hintergrund der NS-Täterschaft, ungewohnt und erfährt Widerstand. Als Person, die in beiden Kontexten gewohnt und gearbeitet hat, spüre ich immer wieder den Nachhall der Geschichte bei dieser Arbeit. Kulturen von Scham und Schuld sind Folgen der verfehlten Aufarbeitung der NS-Zeit, und linke Zusammenhänge sind dagegen nicht immun, was oft zu einer Politik der moralischen Hygiene führt. Wenn Menschen sich sehr um ihre eigene Korrektheit und moralische Reinheit sorgen, große Anstrengung betreiben, um diese aufrechtzuerhalten und sich von den eigenen Fehlern existentiell bedroht fühlen, fehlt oft die Bereitschaft, Verantwortung für das eigene Handeln und daraus entstandenen Schaden zu übernehmen.

3) Kollektiver Umgang statt individueller Schuld Dabei ist es vielleicht hilfreich, Gewalt zwischen Personen nicht als Problem fehlerhafter Individuen zu sehen, sondern als Ausdruck eines allgemeinen gesellschaftlichen Symptoms, für das wir alle Verantwortung tragen und das uns alle auf verschiedene Weise berührt. Die Community ist nicht nur eine Quelle des Problems, sondern kann auch der Ort der Lösung sein. Die Communities und Individuen, die am stärksten von zwischenmenschlicher Gewalt betroffen sind, sind meist besser in der Lage, auf diese Gewalt angemessen zu reagieren, als externe Vertreter*innen staatlicher Institutionen.

Um solche Projekte und CA-TJ-Ansätze im deutschen Kontext umzusetzen und verständlich zu machen, bedarf es einer beträchtlichen konzeptuellen Vermittlungs- und Transferleistung. Im letzten Herbst hat unser Kollektiv die Broschüre „Das Risiko wagen“ veröffentlicht, für das wir einen zentralen Text zum Thema community accountability übersetzt haben. Dabei haben wir gemerkt, wie schwierig es ist, nicht nur bestimmte Worte, sondern ganze Konzepte auf ein neues Terrain zu übertragen. Zum Beispiel wird der Begriff „Community“ oft mit Irritation empfangen. Oft bekommen wir gesagt, dass es in Deutschland nicht so starke Communities gibt wie in den Vereinigten Staaten. Es stimmt, dass Community eine andere politische Geschichte in den USA hat – Communities werden oft als eigenständige politische Einheit verstanden, über Ethnizität, Herkunft, und/oder „race“ definiert, verbunden durch die Erfahrungen des Siedlerkolonialismus und dem damit einhergehenden Völkermord, der Sklaverei, des Multikulturalismus und der Migration. Er unterscheidet sich daher etwa von der Geschichte und den

politischen Kategorien hierzulande. Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass das Sprechen über Communities ebenso wie die Rede von Populismus oder vom „Volk“ ideologisch aufgeladen ist und von verschiedenen politischen Lagern unterschiedlich definiert und benutzt wird. So geht die multikulturelle und subversive Bedeutung, die dem Begriff Community im US-amerikanischen Kontext zukommt, verloren, wenn man ihn – wie es häufig geschieht – mit dem deutschen Wort „Gemeinschaft“ übersetzt.

Die Rechte hat ein nationalistisches und meist rassistisches Verständnis von Gemeinschaft beziehungsweise Community. Ihre Alternative zur Polizei, die sogenannten Bürgerwehren, zeigen, dass community-basierte Reaktionen auf Gewalt (selbst wenn diese in der Bevölkerung auf große Unterstützung stoßen) keinesfalls Garant für fortschrittliche und gesellschaftsverändernde Ansätze und Resultate sind. Die Existenz von Bürgermilizen kratzt die Machtverhältnisse und die Logik des Strafrechtssystems nicht wirklich an. Im Gegenteil: Sie tauscht einen zumindest im Prinzip demokratisch kontrollierten staatlichen Gewaltapparat gegen Akteure aus, die sich selbst anmaßen, nach ihren eigenen Kriterien zu verfolgen und zu bestrafen – jenseits jeglicher gesellschaftlicher Legitimation.

Allerdings merken wir in der Praxis, dass es auch in Deutschland oft schon solidarische Zusammenhänge und stabile Infrastrukturen gibt, die aktiviert werden können in linken Kontexten (Gruppen, Hausprojekte) und in NGOs, im Gemeinwesen und der Stadtteilarbeit oder in religiösen Einrichtungen. Diese sollten Richtlinien zum Umgang mit Vorfällen sexualisierter Gewalt erstellen und entsprechende Aufklärungs- und Präventionsarbeit leisten, anstatt das Thema als private Angelegenheit zu betrachten und unter den Tisch zu kehren. Die alternative Infrastruktur der radikalen Linken in Form von Wohnprojekten, Solidaritätsinitiativen für Geflüchtete und kollektiven Betrieben sind Community-Institutionen, die ganz bewusst eine große Distanz zu staatlichen Strukturen haben und zum Teil gegen den Staat gerichtet sind. Abgesehen von ihrer Funktion, Löcher im sozialen Sicherheitsnetz zu stopfen, bieten sie Raum, um demokratische Mikro-Alternativen zu entwickeln, die perspektivisch die Basis einer neuen Gesellschaft bilden könnten.

In Hamburg macht das Projekt StoP – Stadtteile ohne Partnergewalt, inspiriert durch den Austausch mit einer Anti-Gewalt-Organisation in Boston, genau das: Es hilft einer Stadtteileinrichtung, das Thema aufzugreifen und die

Community durch community organizing und Forschung zu aktivieren. Öffentlichkeitsarbeit und Erwachsenenbildung sorgt für Prävention und die Veränderung von Leitkulturen; Unterstützungsangebote für betroffene Personen und Beratung für gewaltausübende Personen werden aufgebaut, und schließlich wird mitgedacht, wie das Projekt sich auf lokaler Ebene auch politisch einmischen kann.

Community versus Staat

Seit dem Wahlsieg von Donald Trump bei den US-Präsidentenwahlen 2016 wurden Diskussionen über sogenannte rebellische Städte oder über einen radikalen Munizipalismus mit neuer Energie geführt. Ihnen liegt meist die Annahme zugrunde, dass der Widerstand am besten auf der lokalen Ebene zu organisieren ist und dies auch der Ort ist, wo sich Vorstellungen von partizipatorischer Demokratie am einfachsten in Community-Einrichtungen verwirklichen lassen. In der deutschen Linken gibt es ein großes Interesse an community-organizing-Ansätzen aus den USA und Großbritannien, die viele nach Deutschland importieren wollen.

Und doch, darauf haben zahlreiche CA-TJ-Aktivist*innen hingewiesen, können wir nicht einfach davon ausgehen, dass die für alternative Praxen benötigten Communities im ausreichenden Umfang bereits existierten, oder so tun, als wären die bestehenden Communities frei von Gewalt und Unterdrückung. Bisher gibt es viele modellhafte Ansätze, aber oft wenig Kapazitäten und Fähigkeiten, diese umzusetzen. Es geht daher im Moment mehr um die Veränderung von Diskursen und Alltagspraxen. Mitglieder des Northwest Network haben deswegen als einen ersten Schritt die Notwendigkeit betont, „verantwortungsvolle Communities“ aufzubauen, ehe Prozesse von community accountability in Krisensituationen tatsächlich eingesetzt werden können (vgl. Burk 2011).

Das heißt, wir brauchen vertrauensvolle und verlässliche Beziehungen, gemeinsame Werte, fair verteilte Sorgearbeit und die Bereitschaft, uns auch im Alltag für unser Verhalten zur Verantwortung zu ziehen. Nur so sind wir vorbereitet und wissen, was im Fall von Gewalt zu tun ist. Nur so können wir auf zwischenmenschliche Gewalt mithilfe unserer eigenen selbstorganisierten Netzwerke reagieren und uns unabhängiger von Staatsgewalt machen.

Verwendete Literatur [Auszug]

Nadija Samour 2017: Einleitung: Was ist staatliche Gewalt. Und: Zwei Beispiele für Rassismus und Repression im deutschen Jugendstrafrecht. In: Melanie Brazell (Hrsg.): Was macht uns wirklich sicher? Toolkit für Aktivist_innen. Münster: edition assemblage. Gayatri Chakravorty Spivak 1988: Can the Subaltern Speak? In: Cary Nelson / Lawrence Grossberg (Hrsg): Marxism and the Interpretation of Culture. University of Illinois Press. INCITE! Women, Gender Non-Conforming, and Trans People of Color Against Violence 2008: Community Accountability Fact Sheet. In: Law Enforcement Violence Against Women of Color and Trans People of Color: A Critical Intersection of Gender Violence and State Violence. An Organizer's Resource and Toolkit. Redmond. Connie Burk 2011: Think. Re-Think. Accountable Communities. In: C.-I. Chen, J. Dulani, L. L. Piepzna-Samarasinha (Hrsg): The Revolution Starts at Home: Confronting Intimate Violence within Activist Communities. South End Press, Brooklyn. S. 265–80.

*

Die Erkenntnisse, die diesem Beitrag zugrunde liegen, gehen auf Diskussionen mit dem Transformative Justice Kollektiv Berlin zurück sowie mit Teilnehmer*innen des Seminars „Carceral Feminisms and Transformative Alternatives“, mit Aktivist*innen aus Nordamerika und all meinen Freund*innen, die mich als betroffene Person bei meiner Suche nach transformativer Gerechtigkeit unterstützt haben.

Der Beitrag erschien in einer längeren Fassung erstmals 2017 [online](#) in *Luxemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis* und wurde für die Ausgabe bei [kritisch-lesen.de](#) von der Reaktion und der Autorin überarbeitet.

**

Melanie Brazzells Forschung und Praxis fokussiert sich auf transformative Gerechtigkeitsalternativen zu Polizei und Gefängnis, besonders für gegenderte Gewalt. Sie hat zwei Bücher zum Thema veröffentlicht: „Was macht uns *wirklich* sicher? Ein Toolkit zu intersektionaler transformativer Gerechtigkeit jenseits von Gefängnis und Polizei“ (edition assemblage 2018) und mit dem RESPONS Kollektiv „Was tun bei sexualisierter Gewalt? Handbuch für die

Transformative Arbeit mit gewaltausübenden Personen“ (Unrast 2018). Als Doktorand*in an der University of California entdeckt Melanie derzeit Forschung als Werkzeug für soziale Bewegungen.

Zitathinweis: Melanie Brazzell: Sicherheit von Links. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/kZx5i>.

Eine Zukunft ohne Gefängnis



Thomas Galli

Weggesperrt

Warum Gefängnisse niemandem nützen

Ein ehemaliger Gefängnisdirektor plädiert dafür, Gefängnisse aufzulösen und entwirft Alternativen zum Strafvollzug.

Rezensiert von [Lena Hezel](#)

Auf die Frage einer Journalistin, was der Jurist und damalige Gefängnisdirektor Thomas Galli mit den Gefangenen in seiner Justizvollzugsanstalt machen würde, wenn es nach ihm ginge, antwortet er: „Ich würde alle freilassen“ (S. 9). Aber wie genau stellt Galli sich das vor, eine Gesellschaft ohne Gefängnisse? Wäre das überhaupt zu verantworten? Welche Auswirkungen hätte das auf die Sicherheit der Allgemeinheit? Und müssen Straftäter*innen nicht für ihre Taten büßen?

Diesen Fragen widmet sich Galli auf den 312 Seiten seines Buches. Darin berichtet er von seinen persönlichen Erfahrungen als Gefängnisdirektor und davon, wie er ins Zweifeln kam und begann, das Strafvollzugssystem zu hinterfragen. Untermuert wird seine Expertise von Zahlen, Fakten und wissenschaftlichen Erkenntnissen über den Strafvollzug. Beim aufmerksamen Lesen springt die Klassenjustiz des Staates besonders ins Auge: circa 90 Prozent der knapp 51.000 Gefangenen in Deutschland (Stand März 2018) verbüßen eine Haftstrafe von weniger als fünf Jahren. Die Liste der Straftaten, die einer Freiheitsstrafe zugrunde liegen, wird dabei angeführt von Eigentums- und Vermögensdelikten, also Diebstahl, Unterschlagung, Untreue und Betrug (40 bis 50 Prozent). Dabei können schon kleine Delikte wie Ladendiebstahl oder Fahren ohne Fahrschein zu einer Inhaftierung führen,

wenn die verurteilte Person die auferlegte Geldstrafe nicht bezahlen kann. So werden jährlich ungefähr 50.000 Menschen zu einer sogenannten Ersatzfreiheitsstrafe verurteilt – fast jede*r dritte zu einer Geldstrafe. Verurteilte beziehen Hartz IV. Durch die Ersatzfreiheitsstrafe werden die Betroffenen zum einen noch weiter ins soziale Abseits getrieben, zum anderen verursacht diese Maßnahme ein Vielfaches des ursprünglichen „Schadens“: Galli rechnet vor, dass sich die Haftkosten von Ersatzfreiheitsstrafen auf circa 611.000 Euro pro Tag (!) belaufen.

Das Bedürfnis nach Strafe

Gleichzeitig werden in den Parlamenten Waffendeals ausgehandelt, Topmanager*innen entlassen tausende Angestellte, um ihre Profite zu erhöhen und Banker*innen bereichern sich auf Kosten der Steuerzahler*innen, ohne dass ihnen dafür Strafen drohen. Galli formuliert: „Solche Menschen können, ganz legal, viel größeren Schaden anrichten als viele derjenigen, die im Gefängnis sitzen. Antisoziale Haltungen und Handlungen äußern sich in ‚höheren‘ Schichten nur weniger auffällig.“ (S. 117) Bei der Lektüre des Buches sollte man diese Zusammenhänge im Hinterkopf behalten, schließlich geht es dabei immer auch darum, wer bestraft wird, welche Verstöße überhaupt geahndet und welche Interessen letztlich mit dem hiesigen Justizsystem verfolgt werden.

Das Bedürfnis nach Strafe ist so alt wie die Menschheit selbst: Im Laufe der Jahrhunderte hat es sich allerdings von einer archaischen Rache nach dem Motto „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ hin zu einer weniger blutigen Umsetzung entwickelt. Das Grundmotiv bleibt jedoch dasselbe: Wer anderen Leid zufügt, muss bestraft werden. Die Härte der Strafe soll sich am Ausmaß des angerichteten Schadens bemessen, um durch Vergeltung wieder Gerechtigkeit herzustellen. In unserer Gesellschaft haben wir die Bestrafung an den Staat abgegeben; im Kern geht es jedoch immer noch darum, Täter*innen ein Übel zuzufügen. Damit kann der Staat Menschen mit Freiheitsentzug bestrafen, auch wenn das gerne verschleiert wird: „Resozialisierung ist das neue und schönere Kleid, das man dem Strafvollzug anstelle des in die Jahre gekommenen grauen Umhangs der Vergeltung verpasst hat.“ (S. 34) Heute spricht man auch lieber von Justizvollzugsanstalten und Insass*innen, als von Gefängnissen und

Gefangenen, oder von Hafträumen anstatt von Zellen, aber die Praxis bleibt dieselbe.

Resozialisierung durch Wegsperrern?

Galli macht deutlich, dass er es für weitgehend unmöglich hält, in einer totalitären Institution wie dem Gefängnis wirkliche Resozialisierung zu erreichen. Die Gründe hierfür sind vielfältig: Isolation, Lebensferne, Entmündigung der Insassen, Subkulturen, Gewalt und Drogenkonsum sind nur einige Schlagworte, die den Alltag im Gefängnis prägen. Gleichzeitig wird das gängige Strafsystem kaum hinterfragt:

„Keine Schule könnte auf Dauer bestehen, wenn sie nicht überprüft, wie viel ihre Schüler tatsächlich gelernt haben. Jedes Krankenhaus, das nicht in der Lage ist, Menschen erfolgreich zu behandeln, würde geschlossen werden [...]. Ganz anders im Strafvollzug: Hier scheint die Erfolgskontrolle vor allem darin zu bestehen, möglichst wenig belastbares Zahlenmaterial zu erheben und nach außen zu kommunizieren, um der vergeltungsorientierten Strafe weiter den Anschein einer vernünftigen und aufgeklärten Resozialisierung verleihen zu können.“ (S. 46f.)

Die Rückfallquoten sprechen für sich: Der überwiegende Teil entlassener Inhaftierter wird erneut straffällig.

Eine Gesellschaft ohne Gefängnisse

Galli fordert, Präventionsangebote auszubauen und wegzukommen von der „rückwärtsorientierten Vergeltung von Schuld“ (S. 213), hin zu einer aktiven Wiedergutmachung und Verantwortungsübernahme der Täter*innen. Es soll um die Bedürfnisse der Opfer gehen und um eine wirkliche Resozialisierung der Täter*innen. Dazu bedarf es neuer Strukturen: Sozialarbeiter*innen, Psycholog*innen, Jurist*innen, Kriminolog*innen und so weiter sollen stärker einbezogen und neue, dezentrale und offenere Formen des Freiheitsentzuges etabliert werden. Galli spricht hier zum Beispiel von elektronisch überwachtem Hausarrest oder einem Vollzug in freien Formen, beispielsweise in Wohngruppen.

Durch eine Reform des Strafrechts sollen außerdem Drogen- und Bagatelldelikte entkriminalisiert werden. Lediglich den gefährlichsten Straftäter*innen – darunter fasst Galli Menschen, „die sich mit ihren Taten ungeheuer weit von einem menschlichen Verhalten entfernt haben“ (S. 263) – soll zum Schutz der Allgemeinheit die Freiheit unter Wahrung der Menschenwürde lebenslang entzogen werden. Galli schlägt hier gesicherte Wohnsiedlungen vor, innerhalb derer sich die Straftäter*innen frei und selbstbestimmt bewegen und einer Arbeit nachgehen können. Alles, was in diesen Arbeitsbetrieben erwirtschaftet wird, soll den Opfern von Verbrechen zugutekommen. Insgesamt würde dieses Modell die Steuerzahler*innen sehr viel weniger kosten als der derzeitige Strafvollzug und gleichzeitig negative Auswirkungen vermeiden, die Gefängnisse auf ihre Insassen haben.

Insgesamt sind Gallis Überlegungen sehr einleuchtend; insbesondere im Hauptteil des Buches, in dem er eindrücklich belegt, weshalb unser derzeitiges Justizsystem mehr Schaden als Nutzen bringt. Trotzdem bleiben einige Aspekte unklar: Wie kann es zum Beispiel im Kapitalismus möglich sein, die soziale Dimension von Straftaten in den Mittelpunkt zu stellen, um beispielsweise korrupte Manager*innen stärker in den Blick zu nehmen als Kleinkriminelle aus Armutsverhältnissen? Wie kann hier ein Umdenken stattfinden, wenn der Autor selbst konstatiert, unser Strafrecht diene dazu, „unser kapitalistisches Wirtschaftssystem möglichst reibungslos am Laufen zu halten“ (S. 206)? Hier lässt Galli offen, woher die Triebkraft für die reformistische Veränderung kommen soll.

Offen bleibt beispielsweise auch, nach welchen Kriterien schwerste Straftäter*innen dieser Kategorie zugeordnet werden, legt er doch an anderer Stelle dar, dass die Treffsicherheit prognostischer Gutachten sehr gering ist. Ungeachtet dieser offenen Fragen ist Gallis Buch sehr zu empfehlen, spannend geschrieben und inhaltlich fundiert. Sein Entwurf einer Zukunft ohne Gefängnisse wirkt daher weniger wie eine ferne Utopie, sondern vielmehr wie eine ganz konkrete Alternative.

Thomas Galli 2020:

Weggesperrt. Warum Gefängnisse niemandem nützen.

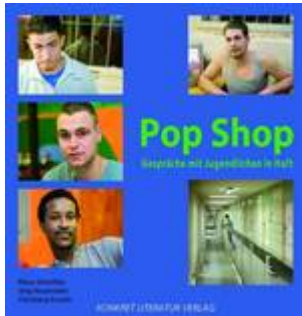
Edition Körber, Hamburg.

ISBN: 978-3-89684-279-4.

312 Seiten. 18,00 Euro.

Zitathinweis: Lena Hezel: Eine Zukunft ohne Gefängnis. Erschienen in: . URL:
<https://kritisch-lesen.de/s/zAFKX>.

Zwischen Schuld und Ohnmacht



Klaus Jünschke/Jörg Hauenstein/Christiane Ensslin

Pop Shop

Gespräche mit Jugendlichen in Haft

Junge Menschen in Haft erhalten Raum, von sich zu erzählen und werden als Menschen in all ihren Widersprüchen erfahrbar.

Rezensiert von [Tobias Kraus](#)

Leider ist das Buch vergriffen und nur noch antiquarisch erhältlich. Bedauerlich, denn sein Konzept, nahezu ausschließlich die eingesperrten jungen Menschen zu Wort kommen zu lassen, bietet eine seltene Perspektive. Und sie erzählen reichlich: von ihrer Vergangenheit, ihrer Herkunft, ihren sozialen Beziehungen, ihren Taten und natürlich über ihre Haft. Sie schildern ihren Alltag und die Abläufe, berichten von Schwierigkeiten und besseren Momenten und erzählen von ihren Bedürfnissen, Träumen und Hoffnungen. Den Rahmen bot ihnen eine wöchentlich stattfindende Erzählwerkstatt in der JVA Köln, in der die jungen Menschen gemeinsam mit den Autor*innen und einem Fotografen in Gesprächen die Grundlage für das Buch schufen. Der Titel entstammt ihrem Wunsch. Pop Shop bezieht sich auf die gleichnamige Musiksendung aus den 1970er Jahren, die immer dann zu sehen war, wenn in den Gefängnissen die Zellen verschlossen wurden. Nun werden Freizeitsperren für die Gefangenen so bezeichnet, wenn sie sich nicht ordnungsgemäß verhalten haben.

Leben in Haft

Die Bedingungen sind nicht einfach. Der Zustand der Einrichtung, die Hygiene und die medizinische Versorgung sind schlecht. Die Beamt*innen agieren in der Regel regelkonform, dennoch ist der Umgang mit ihnen von Autorität, Abhängigkeit von deren Wohlwollen und Vertrauensmissbrauch geprägt. Wir lesen von Einsamkeit und Angst, von Verzweiflung und Druck, von der Enge und Langweile in der Zelle, vom ständigen Grübeln. Die Familie und deren Besuche geben Halt. Exemplarisch zeigt sich hier der Zwiespalt der jungen – ausschließlich – Männer: Sie ehren die Familie und haben sie dennoch enttäuscht, es existiert eine Kluft zwischen den eigenen Werten und der Realität. „Hier wird einem erst mal klar, was man gemacht hat“ (S. 182). Bei den Straftaten, die den jungen Männern zur Last gelegt werden, handelt es sich keinesfalls um Bagatelldelikte: (bewaffneter) Raub und Körperverletzung gehören ebenso dazu wie in einem Fall Zuhälterei. Manche der Opfer trugen bleibende körperliche und psychische Schäden davon. In den Schilderungen kommen Ambivalenzen und Dilemmata zum Ausdruck, so z. B. das Eingeständnis der eigenen Schuld, die Übernahme von Verantwortung und gleichzeitig der Versuch, die Achtung vor sich selbst nicht zu verlieren. „Das [Vorbild der Eltern, T. K.] hat meinen Charakter geprägt. Ich bin vielleicht schon ein Wichser, aber irgendwie bin ich ein menschlicher Wichser“ (S. 53). Die jungen Männer sind sich sämtlich bewusst, was sie getan haben und zeigen Einsicht. Sie stehen für ihre Taten ein, wissen, dass sie Scheiße gebaut haben, um im Jargon zu bleiben. Gleichzeitig haben sie einen klaren Blick darauf, wie es dazu kommen konnte – ohne sich der Verantwortung zu entziehen. In ihren Biografien zeigen sie, wie alles seinen Lauf nahm und es wird deutlich, dass ihre Umstände viel zu ihrem Werdegang beigetragen haben.

Klassenerfahrungen

Von einem Aufwachsen in Armut, einem Umfeld von (familiärer) Gewalt, dem Einfluss von Drogen und Alkohol sowie der Straße als Halbwelt, wie sie es bezeichnen, können fast alle berichten. Es mangelt strukturell an (Zukunfts-)Perspektiven, sodass das schnelle Geld den illegalen Weg reizvoll erscheinen lässt.

„Und da hab´ ich mir gesagt, so will ich nicht enden. Wofür soll ich mich ein ganzes Leben lang totschnitten? [...] So hab´ ich mit den kriminellen Sachen angefangen. Ich hab´ mehr verdient als mein Vater mit seiner Metzgerei, ich hab´ auch mehr verdient als der Chef meiner Firma, in der ich gearbeitet habe“ (S. 46).

Soziale Abgrenzung, Deklassierung und die räumliche Abschottung in ganzen Vierteln, die nach den Gesetzen der Straße funktionieren, sind prägende Erfahrungen und schränken die Handlungsmöglichkeiten ein – bei gleichzeitiger Notwendigkeit, sozial und subjektiv überleben zu müssen. „Wenn ich im Getto aufwachse, werde ich zu achtzig Prozent kriminell“ (S. 204). Teil der unteren Hierarchie zu sein, gehört zur Lebenswelt der jungen Männer dazu. Kaum verwunderlich, dass die meisten keine guten Erfahrungen mit der Polizei gemacht haben: „Für die bist du der letzte Dreck“ (S. 60). In einer Gesellschaft, in der sich das eigene Selbst über Konsum konstituiert, wenig zu haben, somit wenig zu sein, verbunden mit der fehlenden Aussicht, dies ändern zu können, mündet nicht selten als Ausdruck der Konflikthaftigkeit der Klassenstruktur in gesellschaftlich als unerwünscht definiertem Verhalten – bis hin zur Kriminalität. „Ich bin deswegen kriminell geworden, ich hab' damals gedacht, ohne Geld bist du eigentlich nichts“ (S. 183).

Reaktive Klimax

Der Jugendstrafvollzug hängt zusammen mit sogenannten Systemsprengern in der Jugendhilfe, die im Zuge des gleichnamigen, im vergangenen Jahr erschienenen, Spielfilms auch über die Fachwelt hinaus Aufmerksamkeit erlangten. Geht es um wie auch immer auffällige Jugendliche und junge Menschen, werden analog zu einem gesellschaftlichen Rollback auch in der sozialarbeiterischen Praxis autoritäre Forderungen nach repressiveren, hart durchgreifenden Maßnahmen lauter und akzeptierter: pathologisierend der Ruf nach psychiatrischen Einrichtungen, kapitulierend der Wunsch nach geschlossener Unterbringung, strafend die Einsperrung im Knast. In allem zeigen sich die Hilflosigkeit der zuständigen Institutionen und der fehlende Wille, soziale Bedingungen in den Blick zu nehmen. „Nur wer auf soziale Konflikte mit immer mehr Polizei und Gefängnissen reagiert, und statt der Armut die Armen bekämpft, benötigt jugendliche ‚Kriminelle‘“ (Klappentext).

Die jungen Männer aus dem Buch durchschauen ganz ohne sozialwissenschaftliche Studien die Mechanismen. „Die Kleinen werden an der Grenze angehalten wegen fünf Stangen Zigaretten und gleichzeitig fahren die Trucks durch mit einem ganzen Container voll“ (S. 104). Fragt man sie, was die Haft für sie bedeutet, weisen sie zwar darauf hin, dass sie ihnen vorerst Einhalt geboten habe, im Hinblick auf den Nutzen äußern sie sich jedoch kritisch: „Wenn man hier eingesperrt ist, da werden die Leute ja noch verrückter, als sie vorher schon waren. Also, man müsste was Gutes, Soziales für die Gefangenen hier tun und mehr Gespräche mit den Leuten führen“ (S. 38). Der Blick in die Zukunft ist getragen von einer Portion Pessimismus und Wehmut: „Die Welt hat sich ein paarmal gedreht, nur ich nicht. Die Leute draußen entwickeln sich weiter, hier drin bleibt man stehen“ (S. 96).

Im Falle einer wünschenswerten Neuauflage eignete sich das Buch als dezenter Hinweis, den Tendenzen der gegenwärtigen pädagogischen, politischen, kriminologischen und gesellschaftlichen Diskussionen Einhalt zu gebieten. Auf völlig unakademische Art und Weise bieten die eindrücklichen Schilderungen nicht nur Einblicke in die Situationen der Betroffenen, sondern auch Material zur Reflexion von sozialen Strukturen. Die niedergeschriebenen Gespräche sprechen dabei für sich.

Klaus Jünschke/Jörg Hauenstein/Christiane Ensslin 2007:
Pop Shop. Gespräche mit Jugendlichen in Haft.
Konkret Literatur Verlag, Köln.
ISBN: 978-3-89458-254-8.
238 Seiten.

Zitathinweis: Tobias Kraus: Zwischen Schuld und Ohnmacht. Erschienen in: .
URL: <https://kritisch-lesen.de/s/QkeYb>.

Ordnung und Disziplin



Michel Foucault
Überwachen und Strafen
Die Geburt des Gefängnisses

Das Gefängnis hilft niemandem und wir werden es trotzdem nicht los.

Rezensiert von [Max Tribukait](#)

Gegen Kriminalität scheint in den westlichen Gesellschaften kaum eine justizielle Maßnahme so selbstverständlich, so naturwüchsig und so unumstößlich zu sein wie die Gefängnisstrafe. Doch das Gefängnis hat keineswegs den Effekt, Kriminalität zu verhindern. „Tatsächlich führt es fast schicksalhaft diejenigen wieder vor die Gerichte, die ihm anvertraut waren.“ (S. 327) Dieses Paradox ist so alt wie das Gefängnis selbst. Wer verstehen will, warum sich die Idee des Einsperrens trotzdem durchgesetzt hat, der*die kommt an dem Theorieklassiker „Überwachen und Strafen“ von Michel Foucault nicht vorbei.

Vom Spektakel zur Vernunft?

An einem Gerüst aufgehängt, mit glühenden Zangen malträtiert, mit geschmolzenem Blei begossen und schließlich auf scheußliche Art zerstückelt. So plastisch beginnt „Überwachen und Strafen“ mit der Beschreibung einer öffentlichen Bestrafungsszene im Frankreich des 18. Jahrhunderts. Der Verbrecher Damiens wird vor den Augen der Zuschauer gepeinigt und getötet. Grausame Zeiten waren das.

Nur rund 25 Jahre nach der grausamen öffentlichen Bestrafung sieht der Umgang mit Kriminellen ganz anders aus. Der Tagesablauf des*der Gefangenen ist jetzt zeitlich genau strukturiert, alles wird nüchtern protokolliert, nichts erinnert mehr an das erbarmungslose „Spektakel“ (S. 16) der „Marterzeremonie“ (S. 75). Verbrecher*innen werden nicht mehr vor aller Augen gefoltert und gedemütigt, sondern in Haftanstalten eingeschlossen, ihre Arbeitskraft wird genutzt und ihr Tagesablauf penibel dokumentiert. Es ist wirklich erstaunlich, mit welcher Geschwindigkeit sich die Handhabung von Kriminalität gewandelt hat. Zum Glück ist unsere Welt nicht mehr so finster. Das Licht der Aufklärung ließ uns vernünftig werden. Oder etwa doch nicht?

Foucault zeigt uns in „Überwachen und Strafen“ auf nicht immer einfache, dafür aber präzise Art und Weise, wie die Vorstellung eines Menschen, den es im Gefängnis zu bestrafen und zu disziplinieren gilt, überhaupt entstanden ist, und dass diese Vorstellung selbst erst Ergebnis von Techniken einer am Ideal der Einsperrung ausgerichteten Gesellschaft ist. Damit wird diese Gesellschaft selbst zum größten Gefängnis.

Die Verwandlung des Strafziels ist, so zeigt Foucault, das Ergebnis eines langen Reformprozesses, der sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ankündigt. Was sich hier vollzieht ist jedoch weniger das Ergebnis humanistischer Reformbestrebungen, die es zugegebenermaßen auch gab. Interessant für Foucault sind die neuen Formen der Macht, die sich mit diesem Prozess in die gesamte Gesellschaft einnisten.

Die anonyme Macht

Macht ist bei Foucault keine repressive Kraft im Sinne der Ausübung von Gewalt. Statt einseitigem Kräfteverhältnis interessieren ihn verschiedene Ausprägungen von Macht, die eine Gesellschaft auf unterschiedliche Weise formen. Anstatt uns also eine in sich geschlossene Theorie der Macht zu liefern, die man anschließend nur im Realitätscheck überprüfen müsste, um ihre Gültigkeit zu bewerten, lädt Foucault uns dazu ein, ganz anders über soziale Phänomene nachzudenken. Er verknüpft die historische Analyse verschiedener Strategien und Techniken, Diskurse und Praktiken miteinander. Nicht um zu erklären, was hinter diesen Maßnahmen steht, sondern um verständlich zu machen, wie sie funktionieren.

Macht ist immer als ein Beziehungsverhältnis zu verstehen, nicht als Ausdruck einer individuellen Fähigkeit. Natürlich wird auch Foucault nicht leugnen, dass etwa die Polizei als Institution Herrschaftsstrukturen durchsetzen kann, oder dass es innerhalb einer Gesellschaft dominierende Gruppen gibt, die ihre Interessen verfolgen können. Aber Macht *besitzen* sie deshalb noch lange nicht. Solche Konstellationen sind strategische Kräfteverteilungen, die stets umkämpft bleiben. Jeder Kampf und jede Disziplinierung ist bei Foucault als unterschiedliche Form dieser Machtbeziehungen zu verstehen. Wer sie steuert ist nicht entscheidend, wer gewinnt steht niemals fest.

Disziplin als Ordnungsprinzip

Auf eben solch anonyme Weise vollzieht sich auch die Entstehung des Gefängnisses. Foucaults zentrale These lautet, dass sich das Gefängnis als Bestrafungs- und Besserungsinstrument eben deshalb durchsetzt, weil es nach Prinzipien funktioniert, die unsere gesamte Gesellschaft strukturieren, den Prinzipien der Disziplin. Foucault beschreibt damit einen vollkommen neuen Zugriff auf individuelles Verhalten, welcher der Abschreckung durch eine grausame Bestrafung entgegengesetzt ist. Die Machtausübung des klassischen Zeitalters ist einem Netzwerk von Disziplintechniken gewichen, das nun den gesamten Gesellschaftskörper durchzieht. Die Herstellung abgegrenzter Räume, die Einrichtung einer optimalen Zeitökonomie, und schließlich die Etablierung einer „Mikro-Justiz“ mit all ihren Sanktionierungs- und Normierungsstrategien bringen ein „Disziplinarindividuum“ (S. 241) hervor, das optimal qualifiziert, verglichen und korrigiert werden kann. Und zwar nicht nur in einem repressiven, sondern zugleich in einem für die Gesellschaft „produktiven“ Sinne: Disziplinierung erschafft das moderne Subjekt, indem es sich der Disziplinierung unterwirft.

Die Inhaftierung von Kriminellen bildet dabei keine Ausnahme. Im Gefängnisystem treten genau diese Effekte hervor und verbinden sich zu einer neuen Machttechnologie. Bei der Behandlung von Gesetzesbrecher*innen wird nun nicht mehr auf das Verbrechen und das entstandene Unrecht fokussiert, sondern auf den*die Verbrecher*in. Zu diesem Wissen über den*die Delinquent*in gehört vor allem die Biographisierung des jeweiligen Verbrechersubjekts, wo in der Abweichung Typologierungen und Normen entstehen. Diese „Einführung des

„Biographischen“ (S. 324) in die Gerichtspraxis erlaubt es, den moralisierenden Anspruch der Bestrafung mit dem Ziel der Besserung zu durchsetzen.

Menschen werden zu Objekten

Dass eine solche „Normalisierungsmacht“ (S. 392) durch ihre Ordnungs- und Strukturierungsmechanismen Wissen produziert, zeigt ihren produktiven Charakter. Damit ist jedoch nicht gemeint, dass Wissen und Macht gleichbedeutend sind.

„Eher ist wohl anzunehmen, daß die Macht Wissen hervorbringt (und nicht bloß fördert, anwendet, ausnutzt); daß Macht und Wissen einander unmittelbar einschließen; daß es keine Machtbeziehung gibt, ohne daß sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, daß nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert.“ (S. 39)

So sind Institutionen des Wissens eben auch Disziplinarinstitutionen: die Schulen, in denen die Schüler nach ihrem Können und ihrem Verhalten geordnet, klassifiziert und gegeneinander verglichen werden, aber auch die Entstehung der Psychiatrie, in der das Normale dem Anormalen, dem „Wahnsinn“, gegenübergestellt wird oder eben das Gefängnis, das den*die Delinquent*in als von der Norm abweichendes Subjekt „produziert“ (S. 342). Mit der Herstellung der Norm als Bezugspunkt der Macht sind auch die Normalisierungsrichter*innen überall anzutreffen. Richter*innen, Ärzt*innen, Pädagog*innen, Sozialarbeiter*innen, „sie alle arbeiten für das Reich des Normativen“ (S. 393), das diese neue Normalität errichtet und in deren Macht wir gefangen sind. „Was die Richter durchsetzen, wenn sie ‚therapeutische Urteile‘ fällen und ‚Resozialisierungsstrafen‘ verhängen, ist die Ökonomie der Macht und nicht die ihrer Skrupel oder ihres Humanismus“ (S. 392). Nicht eine neue Menschlichkeit, sondern eine neue Nützlichkeit im Machtgeflecht entscheidet über den Umgang mit Straffälligen.

Die Verwaltung der Gesetzeswidrigkeiten

Der scheinbare Widerspruch, mit der Bekämpfung der Delinquenz selbige erst zu produzieren, ist nach Foucault ein Phänomen, das bereits in der zeitgenössischen Kritik am Gefängnisssystem thematisiert wird. Die Ausbildung dieser Straftechnik sei immer schon mit der Kritik an deren Unwirksamkeit verbunden gewesen. Doch der Gegensatz wird dadurch aufgelöst, dass

„das Gefängnis und überhaupt die Strafmittel nicht dazu bestimmt sind, Straftaten zu unterdrücken, sondern sie zu differenzieren, zu ordnen, sie nutzbar zu machen [...] Die Strafjustiz wäre dann so etwas wie die ‚Verwaltung‘ der Gesetzeswidrigkeiten“ (S. 350f.).

Gefängnisse verhindern also keine Straffälligkeit, das war den Kritiker*innen des Gefängnisses von Beginn an bewusst. Eine solche Kritik verkennt aber, – und das ist das Verdienst Foucaults – dass es nicht die Aufgabe des Gefängnisses ist, Kriminalität zu verhindern, sondern sie zu ordnen, und zu differenzieren. Es ist also zwingender Bestandteil der Logik des Gefängnisses, dass es ihren eigenen Gegenstand hervorbringt. Würde es Straffälligkeit tatsächlich verhindern, so könnte man es auf die Spitze treiben, würde sich das Gefängnisssystem selbst abschaffen.

Michel Foucault 1977:

Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Übersetzt von: Walter Seitter.

Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main.

ISBN: 978-3-518-27784-3.

408 Seiten. 22,00 Euro.

Zitathinweis: Max Tribukait: Ordnung und Disziplin. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/q2raR>.

Die Gesellschaft hat Schuld



Didier Fassin

Der Wille zum Strafen

Drei grundlegende Fragen entlarven den liberalen Rechtsstaat und seine Wollust zum Strafen.

Rezensiert von [Sonja John](#)

Bei den zahlreichen gefängniskritischen Neuerscheinungen könnte man eine Tendenz ausmachen. Doch Didier Fassin konstatiert in „Der Wille zum Strafen“ ein anhaltendes „Zeitalter des Strafens“ (S. 9), eine „repressive Wende“ (S. 9), einen „Moment des Strafens“ (S. 11). In den drei strukturierenden Kapiteln – Was ist Strafen? Warum strafen wir? Wer wird bestraft? – stellt Fassin den ursprünglichen Ideen und allgemeinen Annahmen die abweichende Realität gegenüber. Dabei kombiniert er mit Rekurs auf den französischen und US-amerikanischen Kontext philosophische Überlegungen mit seinen eigenen ethnologischen Beobachtungen in Banlieues und denen seiner frühen europäischen Kollegen in indigenen Gemeinschaften. Sein Ziel ist es, das Strafen neu zu denken. Das misslingt ihm. Dem französischen Kulturanthropologen mit Public-Health-Hintergrund stehen spezielle Werkzeuge zur Verfügung, aber er bedient sich leider aus der falschen Kiste.

Das Prinzip Strafen

Aus europäischen philosophischen und juridischen Quellen versammelt Fassin zunächst Definitionen der Strafe, um diese dann zu widerlegen. Nach David Garland sei Strafe „der Rechtsvorgang, durch den diejenigen, die dem

Strafrecht zuwiderhandeln, nach spezifischen gesetzlichen Kategorien verurteilt und bestraft werden“ (S. 40). Demzufolge müsse Strafe fünf Kriterien erfüllen: Leid zufügen, einen Verstoß gegen rechtliche Normen zum Gegenstand haben, sich gegen denjenigen richten, der den Verstoß begangen hat, von einer anderen Person als dem Täter vollzogen werden und von einer legitimierte Autorität auferlegt werden. Theoretisch würde Strafe einen Schaden beheben, einen Schuldigen bessern und die Gesellschaft schützen. In der Realität bliebe jedoch nur das Kriterium der Zufügung von Leid übrig.

Die Marterung des Körpers auf Marktplätzen sei mit der Errichtung von Gefängnissen durch die Marterung der Seele ersetzt worden, so Fassin. Repressive Haftbedingungen, Schikanen, Beleidigungen, Schläge, Misshandlung, Folterungen und Einzelisolation verhindern Kriminalität nicht, sondern vernichten bisweilen Leben. Die Sanktionen übersteigen das moralisch oder rechtlich begründete Niveau und führen oft in den physischen oder sozialen Tod. „Selbstmorde“ als Folge erniedrigender Haftbedingungen gehören zum Alltag. Und Fälle wie der von Kalief Browder, der, unschuldig verhaftet, in der langen U-Haft misshandelt wurde und anschließend „Suizid“ beging, seien „nicht das Ergebnis einer Dysfunktion des amerikanischen Justizsystems, ganz im Gegenteil: „Sie stell[en] dessen ganz gewöhnliche Funktionsweise unter Beweis“ (S. 36). Bei Tod in Gewahrsam komme es nur selten zu Sanktionen oder Ermittlungsverfahren, Machtmissbrauch und Folter könnten ungestraft fortgesetzt werden. Fassins Vorwurf richtet sich an die Gesellschaft, die sich mit Hilfe der legitimierte Stellvertreter*innen an den Schwächsten vergehe: „Die Indifferenz der Öffentlichkeit, das Schweigen der Politik und die Unwilligkeit der Behörden stellen eine Art von Erlaubnis dar“ (S. 114).

Generell soll durch das Strafen die bestehende soziale Ordnung aufrecht erhalten werden. Fassin zeichnet nach, wie es mit dem Vormarsch des Christentums im Mittelalter in Europa zu einer Verschiebung der affektiven Ökonomie der Schuld hin zu einer moralischen Ökonomie der Strafe kam, also von einer Wiedergutmachungs- zur Vergeltungslogik. Im germanischen Recht beruhte die Beilegung von Rechtsstreitigkeiten eher auf Kompensation als auf Rache. Mit dem römischen Recht, das sich mit der Autorität der Kirche und des Königs ausweitete, ersetzte der Erlösungsdiskurs die Praxis der Wiedergutmachung. Vergebung wurde durch Bestrafung und Buße erlangt.

Seit dem Mittelalter sind trotz der Säkularisierung des Rechts die ideologischen Strukturen erhalten geblieben, die von einer „Wollust“ (S. 112) am Zufügen von Leid zeugten. Gefängnisse „resozialisieren“ Verurteilte nicht durch Besinnung, Bildung und Sozialarbeit, sondern Rückfallquoten zeigen, dass Haftstrafen Ungleichheiten reproduzieren. Im Gefängnis landen Menschen, die bereits von gesellschaftlicher Teilhabe ausgeschlossen waren und durch Haftstrafen weiter an den gesellschaftlichen Rand gedrängt werden.

Das Strafen der Armen

Fassin betont, dass sich die Strafexzesse nicht gleichmäßig über die Gesellschaft verteilen. Die Überrepräsentation von IBPoC in Gefängnissen, die aus den USA bekannt ist, lässt sich auch in Frankreich wahrnehmen. Sie lassen sich nur schwer belegen, weil die Strafrechtsstatistiken die sozioökonomischen Merkmale der Insassen nicht berücksichtigen und nicht befugt sind, „ethnisch-rassistische Daten“ (S. 133) einzubeziehen. Es lasse sich jedoch beobachten: „Männer aus den unteren Schichten und aus Migrantenfamilien sind darin stark überrepräsentiert“ (S. 153). Über weite Strecken orientiert sich Fassin an Michel Foucaults Klassiker „Überwachen und Strafen“, ohne dies jedoch immer deutlich zu machen. Er zitiert hier dessen Befund einer Strafgesellschaft, eines dem Bürgerkrieg gleichenden Strafrechtssystems, im Dauerzustand des Sozialkrieges der Reichen gegen die Armen, in dem Kriminelle zu Feinden der Gesellschaft erklärt werden und die Gesetze von Leuten gemacht würden, für die sie nicht bestimmt sind, und auf jene angewendet werden, die sie nicht gemacht haben. Im Resultat verschärft die Klassenjustiz die soziale Ungleichheiten. Mit seinem Plädoyer für die Abkehr vom Strafen stellt Fassin Grundvoraussetzungen der Moralphilosophie und der Rechtstheorie auf den Prüfstand, aber stellt dem nichts entgegen, was auf stabilen Füßen stehen könnte.

Mit seiner „Anthropologie des Strafens“, zusammengespickt aus philosophischen Zitaten, Anekdoten aus seiner Feldforschung in den Banlieues und Zitaten ausgedienter Anthropologen in den Kolonien, gelingt es Fassin zwar, die empirische Kluft zwischen den normativen Aussagen und den beobachteten Praktiken zu hinterfragen. Aber er sagt dabei nichts Neues. Sein Ziel, neue Wege und neue Perspektiven zu eröffnen, verfehlt er. Die selektive

Auswahl von Fällen von Polizeigewalt schlägt in die gleiche Kerbe bourgeoiser Aktivist*innen, die gerne pauschal auf die Polizei eindreschen, aber damit weder kritischer Gefängnisforschung noch Opfern von Polizeigewalt einen Gefallen tun. Und mit dem Heranziehen alter Beobachtungen von fünf beliebigen indigenen Gesellschaften wird Fassin dem Anspruch Indigener Studien nicht gerecht. Dabei bieten diese Wissen über Bestrafungsformen im Rahmen sozialer Gleichheit und Gerechtigkeit, bei denen Einzelne nicht mit der Tat allein gelassen werden und sich die Gesellschaft nicht aus der Verantwortung stiehlt. Leider hat Fassin nicht seine Public Health-Expertise genutzt, um das Ausmaß der Disziplinar- und Strafgesellschaft als das zu untersuchen, was sie darstellt – eine Public Health-Krise.

Didier Fassin 2018:

Der Wille zum Strafen.

Suhrkamp, Berlin.

ISBN: 978-3-518-58726-3.

206 Seiten. 25,00 Euro.

Zitathinweis: Sonja John: Die Gesellschaft hat Schuld. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/W8MCV>.

Der Staat auf der Anklagebank



Geoffroy de Lagasnerie

Verurteilen

Der strafende Staat und die Soziologie

Die radikale Kritik der Strafjustiz sucht neue Formen des Urteilens und Richtens.

Rezensiert von [Thore Freitag](#)

Die Kritik des Justizapparats und seiner Gefängnisse ist ein zentraler Bestandteil der Linken und ihrer sozialen Kämpfe. Wo widerständige Bewegungen an Stärke gewinnen oder gefährlich werden, schlägt der Staat zu, um seine Macht aufrechtzuerhalten. Als Gewalt gilt dann immer nur die Gewalt der Aufständigen. Das staatliche Gewaltmonopol dagegen erscheint als friedens- und ordnungstiftend. Aber was sagt die Linke in Europa zur Justiz und den alltäglichen Gerichtsverfahren, die ein Staat abhält? Der französische Sozialphilosoph und Foucault-Leser Geoffroy De Lagasnerie weist auf einen blinden Fleck in der gesellschaftlichen Wahrnehmung der Strafjustiz hin. Die Repression und Strafprozedur sei nämlich schon im System der Gerichtsbarkeit selbst angelegt. Während Michel Foucault die machtdurchdrungene Anatomie des überwachenden und strafenden Staats sezierte, widmet sich De Lagasnerie dem urteilenden und bestrafenden Staat und seinen Machtmechanismen.

Der richterliche Blick

De Lagasnerie unternimmt im Buch Streifzüge durch Theorien der Souveränität und des Strafrechts. Er ist dabei immer an einer kompromisslosen Kritik der juristischen Macht gelegen. Ihn interessiert vor allem die staatliche Gewalt, die die Angeklagten (als Rechtssubjekte) vorlädt, verurteilt und enteignet. Er führt den Gerichtsprozess an, der anstelle der Wahrheitsfindung als ein Erzählungs-Generator dient. Kein Gericht und kein*e Richter*in widme sich wirklich dem Verständnis des Geschehenen, sondern konstruiert ein Bild der Tat, um eine*n Angeklagte*n als Verantwortliche*n zur Rechenschaft zu ziehen. Man schreibt den Angeklagten kriminelle Neigungen zu – durch psychologische Gutachten und ein bestimmtes diskursives Bild des*der Kriminellen gestützt. Neben dieser Individualisierung der Tat bedeutet ein strafrechtliches Vergehen allerdings immer auch ein Vergehen gegen den Staat und die Gesellschaft. Ein Diebstahl mache demnach das Eigentum aller unsicher. De Lagasnerie kritisiert, dass der Staat sich selbst auch in der Rolle des Klägers befindet, während er zugleich neutral zu richten vorgibt. Die Möglichkeiten der Wiedergutmachung oder zivilrechtlicher Klärung sind kategorisch ausgeschlossen. Es wird stattdessen weiter angeklagt, vorgeladen, verurteilt und bestraft. De Lagasnerie erkennt einen staatlichen und gesellschaftlichen Drang zur Vergeltung, durch die die rechtliche Ordnung und damit die Autorität des Staats erst wiederhergestellt werden kann. Erhellend wird die Lektüre des Buches besonders dann, wenn De Lagasnerie jene untergründigen als auch klaffenden Widersprüche des Rechtssystems aufzeigt, das sich über die tägliche Urteilssprechung perpetuiert.

Das Paradox des Strafapparats

Der liberale Rechtsstaat antwortet auf einen Rechtsübertritt mit Gegengewalt. Diesen Akt begreift De Lagasnerie als ein staatliches Ritual. Im Gerichtsverfahren vollzieht sich eine Enteignung von Zeit, Besitz und Autonomie der angeklagten Individuen bis zur Auslöschung des Lebens durch Todesstrafe. Verteidiger*innen des Strafrechtsstaats wenden hier ein, dass das doch gerecht und eine angemessene Reaktion auf die Tat der Verbrecher*innen sei. De Lagasnerie hingegen dekonstruiert das Konzept der *gerechten* Strafe. Vielmehr sieht er eine Logik der strafrechtlichen Vergeltung am Werk. Es werde im Prozess keine Aufklärung gebracht und kein Schaden

wiedergutmacht. Zuhauf werden stattdessen delinquente Subjekte geschaffen. Größtenteils sind dies Menschen aus den unteren Bevölkerungsschichten. Und mit dem Neoliberalismus zieht der Teufelskreis der Prekarität und Kleinkriminalität noch einmal größere Bahnen. Als Kriminalitätsdiskurs getarnt kaschiert dieser Mechanismus die gesellschaftlichen Umstände sowie Widersprüche, die jene Verbrechen erst nötig machen. Es zeigt sich ein Riss im Recht, der schon im aufklärerischen Rechtsverständnis bestand und nie geschlossen wurde. Adorno und Horkheimer folgerten schon: „Gerechtigkeit geht unter in Recht“ (1988, S. 22). Gerechtigkeit geht unter in der repressiven Gerichtsbarkeit, hieße es nach De Lagasnerie.

Ein anderes Recht

De Lagasnerie nimmt eine radikale und schonungslose Kritik des Justizsystems und seiner Diskurse vor. Es gelingt ihm, die Mythen um Recht und Gesetz grundlegend in Frage zu stellen, wenn er auch Staat und Justiz selbst prinzipiell nicht in Frage stellt. Vielmehr wird er nicht müde zu betonen, dass neue Weisen der Justiz und der Rechtssprechung nötig sind. Nur sind dabei einzelne Argumentationsstränge auch mal weniger überzeugend. Ebenso verlangt das Buch dem*der Leser*in an manchen Stellen etwas mehr Ausdauer ab. Das mag zum einen daran liegen, dass De Lagasnerie seinen Stil an das teils kryptische Begriffsinventar von Foucault anlehnt. Zum anderen ist De Lagasnerie mitunter schlicht redundant. Die Verknüpfungen zu Foucault stellen einen Reiz des Buchprojekts dar, das De Lagasnerie mehr als 40 Jahre nach Foucaults „Überwachen und Strafen“ mit seiner kritischen Untersuchung des Rechtssystems unternimmt. Die philosophische Gründlichkeit, mit der er sich der Dekonstruktion des Strafrechtsstaats widmet, überzeugt und hinterlässt dabei doch einige Streitpunkte. Wer rein soziale Kräfte als einzige Tatarsache darstellt, läuft Gefahr, die Täter*innen von jeglicher Verantwortung freizusprechen. Das kann auf eine Entpolitisierung von gesellschaftlich kodifizierten Verbrechen wie Gewalt an Frauen* hinauslaufen.

Soziologie bleibt Kampfsport

Dass ein Justizsystem nicht allein durch eine philosophische und soziologische Kritik destabilisiert wird, muss nicht besonders hervorgehoben werden. Pierre Bourdieu erklärte einst die Soziologie zum Kampfsport. Ihm zufolge dürften die Intellektuellen niemals die gesellschaftlichen Auseinandersetzungen aus dem Auge verlieren oder gar falsche Neutralität vorspielen. Im selben Jahr der Veröffentlichung dieses Buches im französischen Original gründete sich das antirassistische Komitee für Gerechtigkeit und Aufklärung für Adama Traoré, der in einem Pariser Vorort von drei Polizist*innen um sein Leben gebracht wurde. Auf der Straße Rechte und Aufklärung einzufordern, gehört eben auch zu einer emanzipatorischen Idee von Gerechtigkeit. De Lagasnerie ist Mitglied dieses Komitees und gemeinsam mit Assa Traoré, der Schwester des Ermordeten, schreibt er über diesen Kampf in „Le Combat Adama“. In „Verurteilen“ zeigt sich genauso wie im Kampf des Komitees frei nach Horkheimer die Sehnsucht danach, dass „das Unrecht nicht das letzte Wort sein möge“, denn diese Sehnsucht nach Gerechtigkeit gehöre zum „wirklich denkenden Menschen“ (Horkheimer 1970). De Lagasnerie schlägt für dieses Ziel einen radikalen Kurswechsel für unsere Rechtspraxis vor. Das bedeutet, sich vom Staat, seinem Strafrecht und dem reinen Vergeltungsdenken zu lösen und neue Weisen des Richtens und Urteilens zu denken. Das verpflichtet allerdings auch dazu, die eigenen und gesellschaftlichen Gerechtigkeitsvorstellungen in Frage zu stellen. Ein Kurswechsel kann auch bedeuten, unsichere Gewässer passieren zu müssen.

Zusätzlich verwendete Literatur

Horkheimer, Max (1970): „Was wir ‚Sinn‘ nennen, wird verschwinden“. Der Spiegel 1/1970. Horkheimer, Max; Adorno, Theodor (1988): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.

Geoffroy de Lagasnerie 2017:

Verurteilen. Der strafende Staat und die Soziologie. Übersetzt von: Jürgen Schröder.

Suhrkamp Verlag, Berlin.

ISBN: 978-3-518-58709-6.

271 Seiten. 26,00 Euro.

Zitathinweis: Thore Freitag: Der Staat auf der Anklagebank. Erschienen in: .

URL: <https://kritisch-lesen.de/s/nNc3m>.

Lebende Tote



Lisa Guenther
Solitary Confinement
Social death and its afterlives

Häftlinge in Isolation haben mit psychischen Problemen zu kämpfen. Eine philosophische Streitschrift plädiert für die Abschaffung dieser Foltermethode.

Rezensiert von [Lara Wenzel](#)

Im Jahr 1842 reiste der damals neunundzwanzigjährige Autor Charles Dickens durch Amerika. In seinen Reiseaufzeichnungen „Notizen aus Amerika“ hielt er einen Querschnitt der von Sklaverei und Klassenunterschieden geteilten Republik fest. Er besuchte auch mehrere Gefängnisse, in denen Sträflinge auf neue Weise inhaftiert waren. Der humanistische Anspruch der Zeit war, die Verbrecher*innen von allen sozialen Kontakten zu isolieren, damit diese in der einsamen Reflektion bereuen könnten. Von den Zuständen ist Dickens schockiert und hält dies in seinen Notizen fest:

*„[Der Gefangene] ist lebendig begraben, um nach dem langsamen Lauf der Jahre wieder ausgegraben zu werden. In der Zwischenzeit ist er für alles tot, nur nicht für die quälenden Ängste und die schreckliche Verzweiflung“
(Dickens 1980, S. 160).*

Lisa Guenther nimmt Dickens' Bericht als einen ihrer Ausgangspunkte, um die Entwicklung der Isolationshaft in den USA nachzuvollziehen. Die Philosophin betrachtet in ihrem Band „Solitary Confinement. Social Death and its Afterlives“ diese Inhaftierungstechnik, bei der Häftlinge in winzigen Zellen festgehalten und von nahezu allen bedeutungsvollen Kontakten zu anderen Menschen abgeschnitten werden, von ihrem Entstehen zu Beginn des

Neunzehnten Jahrhunderts bis zu ihrer aktuellen Ausprägung in Supermax Gefängnissen aus phänomenologischer Perspektive. Zu ihrer Grundlage macht sie Berichte aus erster Hand, die sie mit Theorien von Edmund Husserl, Emmanuel Levinas und Maurice Merleau-Ponty gegenliest.

Das „Haus der Reue“

Die Isolationshaft entwickelt sich im Übergang vom Strafen nach dem Prinzip „Ein Auge für ein Auge“ hin zur Idee der Reflektion und Besserung der Gefangenen, führt Guenther in einem historischen Abriss aus. Menschen sollten, ähnlich wie Robinson Crusoe auf seiner Insel, durch die Einsamkeit zu perfekten Bürgern werden. Am Beispiel Benjamin Rushs erklärt die Autorin, welche Philosophie hinter der Strafe stand. Dieser war ein großer Advokat der neuen Technik. Er war der Überzeugung, dass die Menschen von den krankmachenden äußeren Einflüssen, die seiner Ansicht nach gleichermaßen zu psychischen Erkrankungen wie Verbrechen führten, zu heilen wären. Diese humanitäre Idee einer Reinigung durch Abschirmung von der Gesellschaft stand von Beginn an in einem Spannungsverhältnis mit dem Willen zu strafen.

Rush selbst waren die Folgen bewusst. So bezog er sich positiv darauf, dass Inhaftierte in Isolation ihren Verstand verlören. Um diesen Effekt zu maximieren, entwarf er das „Haus der Reue“. In dem Asylum für Verbrecher*innen sollten die Inhaftierten in winzigen Zellen aus sich selbst heraus ihre Taten reflektieren. Was Dickens so eindrücklich beschreibt, müsse auch Rush gewusst haben, schreibt Guenther. Dennoch hielt dieser an der Methode fest und schickte sogar seinen eigenen Sohn in eine psychische Klinik, die nach demselben Prinzip funktionierte. Guenther legt dar, dass der Humanist Rush aus seiner zeitgenössischen Überzeugung heraus, der Mensch sei eine abgeschlossene Einheit, der ohne soziale Kontakte als Subjekt existieren könne, und der daraus folgenden Ideologie einen Selbstreinigungsprozess für möglich halten konnte. Ironischerweise sind die einzigen Menschen, die tatsächlich als von der Außenwelt abgeschnittene Einheit leben müssen, Isolationshäftlinge.

Supermax Gefängnisse

Von den Vollzugsanstalten zieht Guenther eine Kontinuitätslinie über Experimente mit Kriegsgefangenen im Kalten Krieg hin zu den Supermax Gefängnissen der Gegenwart. In den Einrichtungen mit „super-maximum security“-Standard werden die Insassen in Zellen von 4,3 bis zu 8,6 Quadratmetern verwahrt. Die fehlgeleiteten humanistischen Ideen von Reue oder Heilung sind hier nicht einmal vorgeschobene Intentionen. Diese Gefängnisse sind nach kapitalistischer Logik funktionierende Unternehmen, die Profite machen wollen.

22 bis 23,5 Stunden verbringen die Häftlinge in der ständig mit künstlichem Licht beleuchteten Zelle. Den Rest des Tages können sie draußen in einem Käfig verbringen. Nur dann haben sie die Chance den Himmel zu sehen. Dass diese Verhältnisse die psychische Gesundheit belasten und beispielsweise von solitarywatch.org als Folter bezeichnet werden, ist wenig überraschend. Die Gefängnisse rechtfertigen das Vorgehen damit, dass sie nur Schwerverbrecher*innen unterbringen würden. Wenngleich das die Verhältnisse nicht entschuldigen würde, zeigt Guenther auf, dass es nicht den Tatsachen entspricht. Eine überproportionale Zahl von People of Color, Latinx und Trans-Personen stecken in den Zellen, was in dem rassistischen und trans-feindlichen Justizsystem der USA und den Überzeugungen der Justizvollzugsbeamten*innen begründet liegt. Des Weiteren trifft es besonders häufig politisch aktive Häftlinge zum Beispiel von der Black Panther Bewegung.

Isolation aus phänomenologischer Perspektive

Jack Henry Abbott verbrachte in den sechziger und siebziger Jahren circa 14 bis 15 Jahre in Isolationshaft. Als Schriftsteller beschrieb er, wie sich seine Selbstwahrnehmung langsam auflöste, bis er sich nicht mehr mit seinem Körper oder seiner Stimme identifizierte.

„I heard someone screaming far away and it was me. I fell against the wall, and as if it were a catapult, was hurled across the cell to the opposite wall. Back and forth I reeled, from the door to the walls, screaming. Insane.”
[„Ich hörte weit entfernt jemanden schreien und das war ich. Ich fiel gegen die Wand und wurde wie mit einem Katapult quer durch die Zelle an die gegenüberliegende Wand geschleudert. Hin und her taumelte ich, von der Tür bis zu den Wänden, schreiend. Wahnsinnig.“] (S. 37)

Wie hätte es dazu kommen können, wenn der Mensch eine abgeschlossene Einheit wäre? Mit Husserl, der die philosophische Strömung der Phänomenologie begründete, argumentiert Guenther, dass sich die Eigenwahrnehmung des Körpers in den Blick der Anderen und das eigene leibliche Empfinden teilt. Die Wahrnehmung von außen, die die eigene im gegenseitigen Bezug validiert, ist Häftlingen wie Abbott versagt. Um die Grenzen seiner selbst und des Raums für ihn erfahrbar zu machen, fühlt er sich gezwungen, Gewalt anzuwenden.

Dergleichen Berichte finden sich in Guenthers Buch zuhauf. Mit ihrer Herangehensweise legt sie auf einer philosophischen Ebene die falschen Grundannahmen von Isolationshaft dar. Sie selbst stellt heraus, dass die Abschaffung dieser Foltertechnik nicht ausreichen würde. Vielmehr plädiert sie dafür, aus einer philosophischen Perspektive Gefängnisse von Grund auf neu zu denken.

„But even critical phenomenology is not enough. We must also build a social movement of resistance to social death – a movement that makes good on the insights of critical phenomenology with ethical responsibility and political solidarity.” *[„Aber auch kritische Phänomenologie reicht nicht aus. Wir müssen auch eine soziale Bewegung des Widerstands gegen den sozialen Tod aufbauen - eine Bewegung, die mit den Erkenntnissen der kritischen Phänomenologie mit ethischer Verantwortung und politischer Solidarität Gutes tut.“] (S. 255)*

In der detaillierten Studie liefert Guenther nicht nur ein engagiertes Plädoyer für die Abschaffung auch in Deutschland praktizierter Inhaftierungstechniken, sondern sie befragt mit dem Material auch kritisch ihre phänomenologische Theorie-Grundlage. Ihr Buch bleibt bei einer differenzierten Kritik der Isolationshaft stehen. Das Gefängnis an sich verurteilt sie zwar, dies bleibt

jedoch ein kleiner Hinweis am Ende der umfassenden Arbeit. Sehr gut hebt sie hervor, wie die Sklaverei sich in einen rassistischen Blick auf Kriminalität übersetzt hat. Dass dies auch auf Grundlage von Klassenzuschreibungen geschieht, erwähnt sie nur kurz. Ebenso knapp wird die wirtschaftliche Einbindung der Gefängnisse angerissen. Welches ökonomische Interesse hinter der Inhaftierung steht, bleibt damit unkonkret. Dies würde bei ihrer vom individuellen Bericht ausgehenden Arbeit auch sehr weit führen. Guenther's aktivistisch motivierte Philosophie ist hoffentlich einer der Schritte, die zur Abschaffung von Isolationshaft und vielleicht sogar der Idee des Gefängnisses an sich führt.

Zusätzlich verwendete Literatur

Dickens, Charles (1980): Notizen aus Amerika. Rütten & Loening, Berlin.

Lisa Guenther 2013:

Solitary Confinement. Social death and its afterlives.

University of Minnesota Press, Minneapolis/Minn..

ISBN: 978-0-8166-7958-4.

321 Seiten.

Zitathinweis: Lara Wenzel: Lebende Tote. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/63wi7>.

Risikofaktor Mensch



Jonathan Kufner-Eger

Risikoorientierte Rationalisierung Sozialer Arbeit

Verwerfungen der Berufsidentität in der Bewährungshilfe

Kriminologische Diskurse entwickeln und ändern sich: Was macht das mit der Sozialen Arbeit?

Rezensiert von [Markus Walter](#)

Wäre es zurzeit möglich, einen Text über Disziplinierung und Rationalisierung ohne einen Hinweis auf die andauernde Corona-Pandemie zu beginnen? Nicht nur, dass bisher völlig unbekannte Einschränkungen unseren Alltag bestimmen und der Staat deutlich spürbar in unser Leben eingreift. Das alles wird begleitet von allgegenwärtigen Statistiken, Modellierungen und Prognosen, von Risikoabwägungen und von Diskussionen um deren Anerkennung oder Leugnung.

Um sozialtechnologische Interventionen und einer gewissen Lust an der Disziplinierung kreist auch ein großer Teil der kritischen Fachliteratur zur Sozialen Arbeit. Hervorzuheben ist hier etwa die Reihe zu den „Perspektiven kritischer Sozialer Arbeit“ im Springer Verlag. Besonders viel wurde, was die Disziplinierung angeht, etwa für den bundesdeutschen Kontext über den Umbau des Wohlfahrtsstaats zum sogenannten aktivierenden Sozialstaat veröffentlicht. Hartz IV sei dank – Sanktion statt Absicherung. Oder: um ein besonders kontroverses Thema der Sozialen Arbeit zu nehmen, die Frage, ob Jugendämter Freiheitsentzug als Erziehungsmaßnahme anordnen können. Um die steigende Straflust zu beschreiben wurde aus der Kriminologie der Begriff des *punitive turns* übernommen. Diesem Themenfeld widmet sich auch Jonathan Kufner-Eger in seiner Dissertation „Risikoorientierte Rationalisierung

Sozialer Arbeit“. Er befasst sich darin ausführlich mit der fachlichen Entwicklung der Straffälligenhilfe in Österreich.

Widerspenstigkeit der Bewährungshilfe

In Österreich wird die überwiegende Mehrheit der Angebote in der Straffälligenhilfe vom Verein Neustart organisiert, allen voran die Bewährungshilfe. Zu deren Geschichte hat Kufner-Eger bereits zwei Bücher publiziert und widmet auch im vorliegenden Buch ein ausführliches Kapitel der historischen Darstellung. Hier offenbaren sich einige für Dissertationen typische Probleme in der inhaltlichen Vermittlung: Es gibt Kapitel zu Forschungsstand, Theorie, Methodik und Auswertung, die durchaus auch für sich allein stehend lesenswert sind. Schwer macht es einem jedoch der typische und nicht gerade zugängliche Dissertationsstil. Der ist zwar üblich im deutschsprachigen kritischen Sozialarbeitsdiskurs, erschwert aber den Austausch mit der Praxis.

Kufner-Eger stellt fest, dass auch die Arbeit mit Straffälligen von der Management-Ideologie und BWL-Logik nicht verschont blieb. Dabei galt die Bewährungshilfe in ihrer wilden Frühphase in den 1970ern als widerständiger, fast schon linksradikaler Haufen. Aber die Erschütterungen durch die einsetzende Ökonomisierung und Professionalisierung ab den 1990er Jahren war immens. Und durch die rechtskonservative Regierung samt FPÖ-Justizministerium ab 2000 verschärfte sich diese Tendenz noch. Die Organisation wurde vor eine Zerreißprobe gestellt, was Kufner-Eger im Detail nachvollzieht.

Im Zentrum der Darstellung steht die Transformation des fachlichen Diskurses: Früher habe sich die Bewährungshilfe durch den Anspruch ausgezeichnet, die sozialarbeiterischen Widersprüche von „Hilfe und Kontrolle“ unter einem Hut bringen zu wollen. Beiden Aspekten wurde Raum gegeben. Dieses Gleichgewicht sei mit der Einführung der evidenzbasierten Risikoverwaltung in Richtung Kontrolle gekippt. Das heißt, das Risiko der einzelnen Straftäter*innen soll wissenschaftlich fundiert vermessen und darauf basierende Präventionsmaßnahmen gesetzt werden. Vor diesem Hintergrund geht Kufner-Eger in seinen qualitativen Interviews der Frage nach, wie sich die beruflichen Identitäten der Sozialarbeiter*innen

veränderten. Es kommen aber nur die Professionellen zu Wort, nicht Klient*innen des Vereins, wie er selbst bemängelt.

Unterwerfung unter die Methodik

Hier zeigt sich die Darstellung von Kufner-Eger von ihrer lebendigsten Seite, wenn die Interviewpartner*innen und die Quellen selbst Gelegenheit zum Sprechen bekommen. Gleichzeitig liegt darin aber auch eine Schwäche des Aufbaus der Arbeit. Einschübe und Fußnoten ziehen sich oftmals über mehrere Seiten, entwickeln fast schon eine Eigendynamik, man verliert beim Lesen oft die Übersicht. Auf manchen Seiten wimmelt es nur so von Fußnoten. Die ausführlichen Belegstellen in einen eigenen Anhang zu verschieben, hätte sicher für ein aufgeräumteres Layout gesorgt.

Nichtsdestotrotz vermitteln die Belegstellen ein plastisches Bild davon, was die fachlichen Umbrüche aus dem professionellen Selbstverständnis der Mitarbeiter*innen gemacht hat. Zentral ist dabei die fachliche Orientierung hin zur Deliktverarbeitung: Ein vom prominenten Schweizer Kriminologen Klaus Mayer entwickelter Methodenkoffer, der stark verhaltenstherapeutisch orientiert ist. Ein deutlicher Gegensatz zur ursprünglichen Konzeption der Bewährungshilfe als psychoanalytisch geprägte Beziehungsarbeit. Stattdessen agiert man nun als Coach, der*die dem Klientel seine delinquenten Verhaltenszüge abgewöhnen soll. Damit setzt sich auch in der Arbeit mit Straffälligen eine Vorstellung von Sozialer Arbeit durch, die man etwa von der Arbeitsmarktintegration kennt. Man hat sich dem Training zu unterziehen, bis man fit und funktionstüchtig ist. Probleme können nur individuelle Ursachen haben. Strukturelle Zusammenhänge werden ausgeblendet.

Es scheint vor den vorgeschriebenen Methoden kein Entkommen zu geben. Zum einen sind diese Methoden technologisch-bürokratisch fest verankert, etwa in der Form eines elektronischen Dokumentationssystems und verpflichtend umzusetzender Arbeitsschritte. Andererseits bietet die strukturierte Aufgliederung des methodischen Ablaufs während der Betreuungszeit gerade auch im Lichte der hohen Arbeitsbelastung der Mitarbeiter*innen eine Form der Entlastung. Ähnliches gilt auch für die vielen Bewährungshelfer*innen, die ehrenamtlich tätig sind.

Für das Selbstverständnis der Sozialarbeiter*innen bedeutet dies, dass sie in ihrer Autonomie stark eingeschränkt werden, und sich vielfach nur noch als Anhängsel einer bürokratischen Maschine wahrnehmen. Wie so oft im kritischen Sozialarbeitsdiskurs bleibt dabei die Frage offen, was sie dagegen tun können. Gibt es transformative Optionen zwischen Arrangement und Ausstieg? Es sollte jedenfalls danach gesucht werden – die Analyse von Kufner-Eger bietet einen soliden Ausgangspunkt.

Jonathan Kufner-Eger 2019:

Risikoorientierte Rationalisierung Sozialer Arbeit. Verwerfungen der Berufsidentität in der Bewährungshilfe.

VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden.

ISBN: 978-3-658-28519-7.

291 Seiten. 44,99 Euro.

Zitathinweis: Markus Walter: Risikofaktor Mensch. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/PCtzH>.

Glauben ist nicht alles



Bettina Wilpert

Nichts, was uns passiert

Wie kann transformative Gerechtigkeit greifen, wenn die Einschätzungen des Geschehenen zu verschieden sind?

Rezensiert von [Sara Morais dos Santos Bruss](#)

Anna und Jonas lernen sich im Sommer kennen und es erweckt den Eindruck, sie können einander nicht sonderlich gut leiden. Trotzdem haben sie Sex, einen mittelmäßigen One-Night-Stand, eine zweite Nacht bleibt erstmal aus. Bis zur Geburtstagsfeier eines gemeinsamen Freundes, die bei Jonas im Garten stattfindet. Anna ist stark alkoholisiert und wird zum Ende des Abends in Jonas Zimmer gebracht. Jonas bleibt mit ihr allein, schließlich hat der Freund Geburtstag. Was dann folgt, ist die Ausgangslage für eine vorsichtige Erzählung der Unzulänglichkeit einer strafenden Gesellschaft, mit Nuancen der Leidenserzählung umzugehen oder wahrhaftig reparative Lösungen zu bieten.

„Jonas sagte, dass es einvernehmlicher Sex war. Schließlich benutzt er ein Kondom. Sie wehrte sich nicht. Es war schlechter als das erste Mal, vielleicht weil beide noch betrunkenere waren.“ (S. 47)

Nichts an dieser Geschichte ist spektakulär, sie überzeugt vor allem durch die Alltäglichkeit der Ereignisse. Anna hat Nein gesagt, doch sie ist zu betrunken, lässt es über sich ergehen, hofft, es ist schnell vorbei. Sie möchte niemandem von dem Ereignis erzählen und zieht sich zurück, isst nicht, schläft nicht, spricht nicht. Sie schämt sich. Erst nach Wochen, als ihre Schwester sie wegen

eines zurückliegenden Streits zur Rede stellen will, spricht sie über die Nacht mit Jonas. Der Begriff Vergewaltigung fällt erst viel später.

Ringen um Eindeutigkeit

Doch eben diese Alltäglichkeit ist ein Tabubruch und Bettina Wilperts Debütroman „Nichts, was uns passiert“ wird nach der Publikation vielseitig gelobt. Für den rohen Erzählstil, die Nahbarkeit eines sonst so tabuisierten Themas und die Ambivalenz, mit der von Etwas erzählt wird, was sich allein zwischen zwei Menschen abspielt. Es ist 2018, die Zeit nach der Weinstein-Affäre und die Nuancen vergeschlechtlichter Machtverhältnisse bilden die Grundlage einer scheinbar gesamtgesellschaftlichen Diskussion.

Während es fraglich ist, wie ambivalent eine Situation tatsächlich ist, in der ein Mann eine nahezu bewusstlose Frau in sein Zimmer trägt und in sie eindringt, zeigt der Roman doch mit viel Feingefühl, welche Auswirkung Vergewaltigungsvorwürfe im bestehenden Justizsystem haben. Für Anna ist es selbst mit ihrer Schwester schlimm, die Nacht zu rekapitulieren; sie war betrunken, fühlt sich schuldig, überlegt, was sie anders hätte machen können. An eine Anzeige ist zunächst nicht zu denken. Anna fürchtet nicht nur, dass die Polizei ihr nicht glaubt, sondern auch, dass sich die Anzeige im Freundeskreis herumspricht, bei ihren Eltern, dass enge Vertraute sich von ihr abwenden. Als sie dann doch zur Polizei geht, tut sie es als Reaktion auf Jonas, der offenbar unbehelligt weitergelebt hat und sie im Supermarkt anspricht, als sei nichts gewesen – weil für ihn nichts gewesen ist. Bei der Polizei erlebt Anna Täter-Opfer-Umkehr, die Anzeige bringt ihr nichts. Oder eher: nichts Gutes, denn dadurch erfährt Jonas von der Anschuldigung. Er – und alle in seinem und ihrem Umfeld.

Seit #MeToo heißt es vermehrt, man solle Frauen glauben – schließlich liegt die Quote der Falschbeschuldigungen auch in Deutschland nur bei ca. 3 Prozent. Doch bis 1997 waren Vergewaltigungen in der Ehe keine Straftat, erst seit 2016 gilt auch ein Nein als Grund, um dennoch vollzogene Sexualakte als Verbrechen anzuerkennen. Und auch im Roman scheitert eine Verurteilung von Jonas an einer solchen begrifflichen Schwelle: Anna habe sich nicht genug gewehrt, Jonas habe keine nachweisliche Gewalt angewendet. Das Übergehen ihres „Neins“ ist dem Gerichtsurteil nach „geschmacklos“, doch (noch) keine

Straftat. Aber auch nach der in Deutschland eingeführten Reform des Sexualstrafrechts ist es schwierig, juristisch gegen Gewaltakte anzugehen, die nicht nur oder nicht immer etwas mit messbarer, körperlicher Unversehrtheit zu tun haben, sondern mit der individualisierten und gewaltsamen Fortführung einer systematischen Abwertung von nicht-männlichen, nicht-weißen oder anders als nicht dazugehörig empfundenen Subjekten. Täter werden als Ausnahmefälle sichtbar, wenn sie systematische und mächtige Ausbeuter sind, wie Harvey Weinstein, oder als fremd und somit als von der Gesamtgesellschaft abtrennbares Übel wahrgenommen werden können, wie die vermeintlichen Täter der Kölner Silvesternacht 2015. Der nette, bürgerliche Doktorand aus dem Roman hat wenig zu befürchten, gibt es doch bei „Date Rape“ wenig Beweise, vor allem, wenn die Anschuldigungen von der Sitzengelassenen kommen.

Gerechtigkeit in einer Ungerechten Welt?

Dem will das Konzept der Transformativen Gerechtigkeit etwas entgegensetzen. Es hofft, durch Gespräche und gemeinsame Reflexion struktureller und individueller Fehlerhaftigkeit zu einem Punkt zu kommen, an dem sowohl bei Tätern wie auch Opfern eine Art Heilung stattfinden kann. Auch im Roman setzt sich Jonas' linke Gruppe mit dem Vorfall auseinander und ruft ihn zu einem Gespräch. Anna wird zur Opfersupportgruppe eingeladen, auch ihr werden Gespräche angeboten. Doch die Versuche wirken tölpelhaft, Jonas fühlt sich weiter ungerecht beschuldigt, von Leuten, mit denen er gar nicht so viel zu tun hat. Dass sie sich einmischen, erzürnt ihn lediglich weiter. Anna leidet unter der regen Aufmerksamkeit, den mitleidigen Blicken, der Gewissheit, dass sie nur noch als beschädigter Körper wahrgenommen wird. Eine Gewissheit, die die Supportgruppe nur bestätigt. Die Positionen Täter und Opfer scheinen durch den transformativen Versuch hier eher festgefahren, als, wie im Ansatz eigentlich angedacht, aufgeweicht, rehabilitiert, versöhnt. Auf der strukturellen Ebene bleibt man mit der sozialen Ausgrenzung allein – dies gilt für Jonas, doch auch für Anna.

Während der Roman die Lösung eigentlich ganz einfach erscheinen lässt – Anna will nichts, nur eine Entschuldigung – zeigt er auch die Ambivalenzen, die selbst bei linken Wünschen nach transformativer Gerechtigkeit, Solidarität und Aufarbeitung in der Realität genauso Schaden anrichten können, wie sie

zu helfen hoffen. Jonas ist zu getroffen von den Auswirkungen dieser Nacht, um sich als Täter zu sehen, Anna zu vereinsamt, um auf Heilung zu hoffen. Mehr als jegliche Sicherheit über den richtigen oder falschen Umgang mit Täter*innen offenbart der Roman die Unfähigkeit einer Gesellschaft, mit einer tiefsitzenden Misogynie umzugehen, wie auch die scheinbar unauflösbaren Konsequenzen eines so intimen und doch so schwammig erscheinenden Konzepts wie dem des „consent“, der Zustimmung zum Sex. Jonas sei kein Monster, heißt es an einer Stelle; dass der Umgang mit Alkohol das Problem ist, an einer anderen; er sei feministisch erzogen worden, behauptet seine Mutter. Die Versuche, ihn zu rehabilitieren, individualisieren fälschlicherweise das Problem der strukturellen Ungleichheit zwischen den Geschlechtern. Während der Roman in erster Linie nach der gesellschaftlichen Definition der Täterschaft fragt, weist er auf den zweiten Blick auch darüber hinaus. Auch die verzweifelten Versuche einer Rehabilitation können in einem kapitalistischen Herrschaftssystem des strafenden Staates nach dieser Logik nur analgetische Wirkungen haben, nicht aber, so das traurige Fazit des Romans, wahre Gerechtigkeit herstellen.

Bettina Wilpert 2018:

Nichts, was uns passiert.

Verbrecher Verlag, Berlin.

ISBN: 978-3-957-32307-1.

168 Seiten. 19,00 Euro.

Zitathinweis: Sara Morais dos Santos Bruss: Glauben ist nicht alles.

Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/4RX9A>.

Schreiben, um zu verstehen



J.B. Maelach/John Doe/Rero W. et al.
Begegnungen in der Welt des Widersinns
Ingeborg-Drewitz-Literaturpreis für Gefangene

Diese Gefängnistexte sind informativ, dokumentarisch, bedrückend, aufrüttelnd, literarisch – und unbedingt lesenswert.

Rezensiert von [Kirsten Baufeldt](#)

Rund 60.000 Männer und Frauen leben derzeit in 179 deutschen Justizvollzugsanstalten. Das entspricht der Einwohnerzahl einer mittelgroßen Stadt wie Greifswald, Euskirchen oder Schwäbisch Gmünd. Darüber, wie diese Menschen denken, fühlen, handeln, leben, lieben und sterben, wissen wir so gut wie nichts. Dies zu ändern ist eines der Ziele des alle drei Jahre verliehenen Ingeborg-Drewitz-Literaturpreises für Gefangenenliteratur. Durch die Publikation der Texte erhalten inhaftierte Autor_innen eine Stimme – und Leser_innen die Möglichkeit, sich mit dieser unbekanntem Welt hinter Gittern auseinanderzusetzen. Der letzte Band mit prämierten Texten stammt aus dem Jahr 2018, heißt „Begegnungen in der Welt des Widersinns“ und vereint 21 Beiträge von 12 Autoren und 2 Autorinnen.

„Unfreiheit, süße“

Primär wird aus der Ich-Perspektive geschrieben, was natürlich auch bei Gefängnisliteratur nicht autobiografisch sein muss. In den Erzählungen, Rückblenden, Reflexionen, Satiren, Kurzgeschichten, Berichten und Gedichten geht es inhaltlich um das, was Freiheitsentzug im Kern ausmacht: um Isolation, den Zusammenbruch von Kontakten nach draußen, Monotonie,

Entmündigung, Fremdbestimmung und den Verlust der Privatsphäre. Auch Haftfolgen wie psychosomatische Erkrankungen, Depressionen, Drogenkonsum, Gewalt, „Hirnfick“, „Haftschaden“ und Suizid werden angesprochen, ebenso Themen wie das Zusammentreffen unterschiedlicher Kulturen oder „Re-sozialisierung“. Darüber hinaus werden aber auch positive, bereichernde Begegnungen mit sich selbst, mit Menschen draußen, mit Mitgefangenen und sogar der Natur geschildert.

Enttäuscht wird, wer nach umfassender Systemanalyse und -kritik à la „Ritual Knast“ sucht, dessen Autor Hubertus Becker übrigens selbst zweifacher Ingeborg-Drewitz-Preisträger und Mitglied der Jury von 2018 war. Auch ist erstaunlich wenig Polemik zu finden. Hin und wieder sind in die Texte zwar Reflexionen eingewoben, in denen die Autor_innen ihrem Frust über die Haftzustände Luft machen, und zuweilen steigert sich der Ton auch in eine provokante Anklage: „Sich dem Wahn hingebend, damit die Welt besser zu machen, liefert man Gesetzesbrecher zum Zwecke der Läuterung einem System aus, welches selber ständig Gesetze bricht“ (Doe, S. 51). Zumeist jedoch steht das subjektive Erleben der Inhaftierten im Vordergrund, was dazu führt, dass Leser_innen sich in das Thema Freiheitsentzug nicht nur eindenken, sondern auch einfühlen können. So gelingt es den Autor_innen auch ohne explizite Anklage, die Absurdität der totalen Institution Gefängnis zu verdeutlichen und klar Position zu beziehen.

„Gefängnis, das ist kein Ort, es ist ein Zustand!“

Nachdenklich, sarkastisch, sehnsüchtig, ungeduldig, anklagend, melancholisch, resigniert, ungläubig, analytisch – die Autor_innen gehen mit ganz unterschiedlichen Erzählhaltungen zu Werke. Die Diktion ist dabei oft roh, ungeschliffen und unmittelbar, was daran liegen mag, dass einzelne erst in der Haft zum kreativen Selbstaussdruck fanden und literarisch wenig vorgeprägt sind. Dies führt zu Beiträgen mit ästhetisch durchaus interessanten Nebenwirkungen, wenn beispielsweise ein Text mit derart vielen Ausrufezeichen versetzt ist, dass dadurch geradezu ein Klangteppich aus lauter Empörung und stiller Nachdenklichkeit entsteht.

Gleichzeitig ist die Sprache zuweilen extrem nüchtern, und scheint umso distanzierter zu werden, je aufwühlender das Beschriebene ist. Diese Distanz macht vor nichts Halt, nicht einmal vor eigenen Suizidgedanken: „Wenn sie kommen, kommen sie eben. Werden schon wieder vergehen... Haben hier viele“ (Maelach, S. 44) und gar Suiziden von Mithäftlingen: „Einer hat sich weggehängt“ (Oynak, S. 174), heißt es dann lapidar.

Im Kontrast dazu stechen immer wieder zarte, detailverliebte Textpassagen hervor, die von großer Empathie zeugen und das Klischeebild des „harten Knackis“ Lügen strafen. „Die Sonne war sehr hell und ihre zärtliche, warme Sonne floss vom Himmel direkt auf mich nieder“, liest man etwa in der Geschichte um einen Marienkäfer.

„Ich konnte meine Augen nicht von seinem wunderschönen, roten Rücken abwenden. [...] So was wie Marienkäfer, allerlei exotische Tiere, die an einem solchen Ort eine Seltenheit sind, stechen einem sofort ins Auge. [...] Dementsprechend behutsam muss man mit ihnen umgehen, weil sie ein Teil der wunderschönen Welt sind, die Freiheit heißt und an der wir jetzt und heute nicht teilhaben können“ (Ebermann, S. 72).

Nur wenige Texte setzen sich intensiver mit der eigenen Tat auseinander, und die Ergebnisse fallen selbstredend sehr unterschiedlich aus: von keinerlei Schuldgefühl bis tiefer Reue ist die ganze Bandbreite vertreten.

„[...] Ein Augenblick / Nicht aufgepasst / Nicht nachgedacht / Außer Kontrolle / Black Out / Rot gesehen / Für einen Augenblick / Einen Moment / Das Leben verpfuscht / Andere ausgelöscht / Wie eine Kerze / Könnte ich nur die / Zeit [...] / Zurückdrehen [...]“ (Pammler, S. 95).

Von beeindruckendem sprachlichen Ausdrucksvermögen schließlich ist der nur zwei Seiten lange Text „Mein Leben und ich – Behind the Sun“, in dem eine Kindheit voller Traumata beschrieben wird.

„Die erste Begegnung mit meinem Leben fand in einer Toilette statt. Ich schubse mich über die Schwelle auf die Straße. Bahnhof, Krähen, Kopfsteinpflaster. Die Menschen sehen aus wie in einem Fellini-Film. Schiffe, die sich nachts begegnen. Draußen tat die Sonne so, als würde es mir gut gehen. Die Hitze schien die Zeit zu dehnen. Eine Möwe schrie, die Ostsee tief im Hals. Hinter den Häusern zerfleddert die Stadt. Hunger. Mutter hat mehr Botox im Gesicht als eine Schlange Gift im Zahn. Ich gehe, bevor sie Erinnerungen an mich hat“ (Berger, S. 77).

Die assoziative Folge von Bildern, die extreme sprachliche Verdichtung und der wiederholte, destabilisierende Tempuswechsel erzeugen ein so intensives Gefühl von Orientierungslosigkeit und Ohnmacht, dass dies noch viele Tage nach der Lektüre nachhallt.

Wie oft bei Anthologien halten nicht alle Texte das gleiche Niveau. Sie sind jedoch hochverdient mit einem Literaturpreis prämiert worden und all denen ans Herz gelegt, die bereit sind, mittels einer neuen Leseerfahrung die eigene Sicht auf unser Strafvollzugssystem zu hinterfragen. Die Lektüre macht klar: Freiheitsstrafen sind ein derart massiver Ein- und Übergriff in das Leben anderer Menschen, dass sie, unabhängig von der Tat, nur Ultima Ratio sein dürfen. Antworten, wie der Strafvollzug reformiert werden kann, werden außerhalb dieses Literaturpreises diskutiert und hoffentlich gefunden. Verdienst dieser Texte ist es, die initialen Fragen aufzuwerfen.

Zusätzlich verwendete Literatur

Becker, Hubertus (2008): Ritual Knast. Die Niederlage des Gefängnisses. Eine Bestandsaufnahme. Forum-Verlag, Leipzig.

J.B. Maelach/John Doe/Rero W. et al. 2018:

Begegnungen in der Welt des Widersinns. Ingeborg-Drewitz-Literaturpreis für Gefangene.

Rhein-Mosel-Verlag, Zell/Mosel.

ISBN: 978-3-89801-408-3.

200 Seiten. 10,90 Euro.

Zitathinweis: Kirsten Baufeldt: Schreiben, um zu verstehen. Erschienen in: .
URL: <https://kritisch-lesen.de/s/aUYNR>.

Widerstand heißt Leben



Sakine Cansız

Mein ganzes Leben war ein Kampf - Bd. 2
Gefängnisjahre

*Die Biographie offenbart, wie die kurdische
Freiheitsbewegung auch im Knast weiterlebt.*

Rezensiert von [Tom Gath](#)

Wenn heute über die Errungenschaften der von der PKK inspirierten kurdischen Freiheitsbewegung diskutiert wird, führt kaum ein Weg an ihrer feministischen Dimension vorbei. Egal, ob über mutige Kämpferinnen gegen den sogenannten Islamischen Staat (IS) in Rojava, über die paritätische Besetzung der leitenden Positionen in sämtlichen Gremien der kurdischen Selbstverwaltung oder über autonome Frauenorganisationen zur Schlichtung von familiären Konflikten berichtet wird: Die Befreiung der Frau scheint eine natürliche Einheit mit der Befreiung des kurdischen Volkes zu bilden. Dass diese heute so selbstverständlich scheinende Einheit aber – wie jeder emanzipatorische Fortschritt, auch innerhalb von linken Bewegungen – als Ergebnis eines harten Kampfes gedeutet werden muss, gerät dabei häufig aus dem Blick.

Eine der wichtigsten – und seit ihrer Ermordung durch den türkischen Geheimdienst in Paris im Jahr 2013 auch symbolträchtigsten – Protagonistinnen dieses Kampfes war Sakine Cansız. In ihrer dreibändigen Biographie rekonstruiert sie die Entstehung der kurdischen Frauenbewegung aus sehr persönlicher und schonungslos offener Perspektive. Während der erste Band ihren Werdegang von einem durchschnittlichen (zaza-)kurdischen Mädchen zu einem von zwei weiblichen Gründungsmitgliedern der PKK

behandelt und der dritte Band seltene Einblicke in das Guerillaleben der 1990er Jahre bietet, spielt sich der hier rezensierte zweite Band ausschließlich während ihrer elfjährigen Gefangenschaft in türkischen Gefängnissen ab.

Diese elf Jahre waren geprägt von unzähligen Prozessen, mehreren Fluchtversuchen, der Erfahrung des Verrats von ehemaligen Genoss*innen und nicht zuletzt von grausamer Folter. Die Beschreibung der konkreten Ereignisse in Cansız' Haft stellen ein historisch wertvolles und zumindest in deutscher Sprache sicherlich einmaliges Zeitdokument der türkischen Gefängnispolitik der 1980er Jahre dar. Der Detailreichtum und die Nennung unzähliger Namen können eine*n Leser*in ohne ausführliche Kenntnis der PKK-Geschichte dabei schnell überfordern. Wird das Buch aber weniger mit einem Blick auf die historischen Fakten gelesen, sondern mit einem Fokus auf die persönlichen Reflexionen der vielfältigen Widerstandsformen, so treten viele universelle Erkenntnisse über den Umgang mit Knästen und anderen Arten der politischen Repression zu Tage.

Kollektiver Widerstand

Zunächst einmal sei hier die kollektive Organisation unter den stark begrenzten Möglichkeiten innerhalb der Gefängnisse genannt. Auch bedingt durch die Vielzahl von inhaftierten PKK-Aktivist*innen, war Cansız nie dauerhaft zu vollständiger Isolation verdammt. So war es den Gefangenen möglich, eigene gefängnisinterne Strukturen aufzubauen. Diese dienten einerseits der Durchsetzung von besseren Haftbedingungen (etwa durch landesweit koordinierte Hungerstreiks) und andererseits der Fortführung der politischen Arbeit. Zwar wurden diese Strukturen vom türkischen Staat – mittels der Verlegung einzelner Häftlinge – kontinuierlich versucht zu zerstören; aber eben auch immer wieder durch die unermüdlichen Organisationsbestrebungen der PKKler*innen neu aufgebaut.

Nicht minder wichtig für den elf Jahre aufrecht gehaltenen Widerstand von Sakine Cansız war der ständige Kontakt nach außen. Die eingeschmuggelten Parteianalysen und rausgeschmuggelten Berichte über die Vorgänge innerhalb der Gefängnismauern vermittelten dabei stets ein Gefühl der Zugehörigkeit und ließen die Vereinzelungs- und Spaltungsversuche der Gefängnisleitungen ins Leere laufen. Und ohne Material und Werkzeug von außen wären auch die

damals zahlreichen, im Fall von Cansız aber leider knapp gescheiterten Tunnelgrabungen undenkbar gewesen.

Ein weiterer wichtiger Effekt dieses Außenkontakts war die Mobilisierung der häufig entpolitisierten kurdischen Bevölkerung. Viele Familien sind erst durch die Konfrontation mit der entwürdigenden Behandlung ihrer Angehörigen zu einem politischen Bewusstsein über ihre kolonisierte Lebensrealität gelangt.

Individueller Widerstand

Dass diese Formen des kollektiven Widerstands zwar eine notwendige, aber keinesfalls hinreichende Bedingung für das psychische Überleben von Gefangenen ist, zeigt das Schicksal vieler Weggefährt*innen von Sakine Cansız: Unzählige Aktivist*innen konnten dem seelischen Druck sowie den körperlichen Qualen nicht standhalten. Sie liefen entweder zum Feind über oder verfielen einer Apathie, die nicht selten auch zum physischen Tod führte. Im dritten Band der Biographie von Cansız wird darüber hinaus deutlich – und auch das dürfte eine universelle Erfahrung von Häftlingen sein –, dass selbst nach einer überstandenen Gefangenschaft die erlittenen Verletzungen als nahezu unüberwindliches Hindernis bei der Reintegration in ein freies Leben erscheinen können.

Sakine Cansız konnte den Kampf während und nach ihrer Haft gewinnen, ohne auch nur einen Zentimeter von ihren Idealen abzurücken. Zweifellos hatte ihr starker Wille und ihre widerständige Persönlichkeit einen erheblichen Anteil an diesem Sieg.

Unabhängig davon lassen sich aus ihren Beschreibungen aber auch ganz allgemeine Strategien gewinnen, die auch in anderen Kontexten als Inspiration für den Umgang mit staatlicher Gewalt nützlich sein können. So begegnete Cansız den Polizist*innen und Justizbeamt*innen stets mit einer selbstbewussten Haltung. Sie hat ihre politischen Überzeugungen nie verborgen und sich konsequent zu ihrer revolutionären Identität bekannt. Diese renitente, aber dennoch kontrollierte Art – sie wurde nicht beleidigend, aber auch nie unterwürfig – hat ihr selbst bei den hasserfülltesten Folterern einen gewissen Respekt eingebracht und ihr im fremdbestimmten Knastleben ein Restgefühl der Autonomie bewahrt. Auch Selbstdisziplin – im Sinne von

bestmöglicher Ordnung und Hygiene, regelmäßigem Sport oder festen Zeiten für Schreibarbeit – wird von ihr als Methode gegen die drohende und vom Staat strategisch anvisierte geistige Verwahrlosung beschrieben.

Deutsche Zensur

Fernab vom Eintauchen in das Leben einer außergewöhnlichen Frau lohnt sich ein Blick in die Biographie auch deshalb, um einen Eindruck zu bekommen, vor welchen Inhalten der deutsche Staat sich fürchtet. Über den Umweg des Vereinsgesetzes hat Bundesinnenminister Horst Seehofer 2019 den Mezopotamien Verlag, der neben kurdischen Sprach- und Kinderbüchern auch die Biographie von Sakine Cansız publiziert hat, verboten und mehrere LKW-Ladungen Bücher beschlagnahmen lassen. Diese politisch motivierte Zensur von strafrechtlich nicht relevanten Veröffentlichungen dürfte in der Geschichte der BRD (zumindest in dieser Dimension) einmalig sein.

In einer solidarischen Reaktion hierauf haben sich die deutschsprachigen Verlage Mandelbaum, Unrast und edition 8 zusammengeschlossen und unter dem Titel Edition Mezopotamya Teile des Verlagsprogramms neu herausgegeben. Auch die Lebens- und Kampfgeschichte von Sakine Cansız ist seitdem wieder für die kritische Öffentlichkeit zugänglich.

Sakine Cansız 2019:

Mein ganzes Leben war ein Kampf - Bd. 2. Gefängnisjahre.

Unrast Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-862-3.

492 Seiten. 20,00 Euro.

Zitathinweis: Tom Gath: Widerstand heißt Leben. Erschienen in: . URL:

<https://kritisch-lesen.de/s/FWpLt>.

Politische Poesie aus dem Gefängnis



Rosa Luxemburg Briefe aus dem Gefängnis

Aus der Haft betrachtet Rosa Luxemburg die Welt, die Kultur und die Menschheit.

Rezensiert von [Sebastian Engelmann](#)

Auf einem Poster in meiner Küche steht groß abgedruckt: „Die Revolution ist großartig, alles andere ist Quark!“ Abgebildet ist die 1871 geborene Politikerin, Humanistin, Antimilitaristin und scharfe Kritikerin des Zeitgeschehens Rosa Luxemburg. Ähnlich oft genutzt wie Luxemburgs Ausspruch zur Revolution ist wahrscheinlich nur ihr Diktum „Freiheit ist immer Freiheit der Andersdenkenden“, das immer wieder interpretiert und manchmal auch wenig auf den Kontext bezogen aufgegriffen wird. Ob diese Aussage Luxemburgs nun als Absage an die Demokratie interpretiert oder als Aufruf zur Reflexion der Bedingungen des eigenen Demokratieverständnisses und Katalysator für Revolutionen der jüngeren Zeit verstanden werden muss, bleibt hier zunächst dahingestellt. Die Überlegungen zur Freiheit der Andersdenkenden fallen jedoch auch in die Phase, in der auch die hier besprochenen Briefe Luxemburgs zu verorten sind: Die Briefe aus dem Gefängnis.

Vogelstimmen, Schmetterlinge und menschliche Degradation

Die genannten Briefe verfasste Rosa Luxemburg im Zeitraum von 1916 bis 1918. Zu dieser Zeit war sie zunächst in Berlin, dann in Wronke, später in Breslau interniert; zynisch wurde ihre Gefangenschaft und Isolation „Schutzhaft“ genannt. Faktisch sollte die radikale Politikerin aus der Diskussion ausgeschlossen werden. Luxemburg war abgeschnitten. Büchersendungen und Briefe wurden kontrolliert und unterlagen der Zensur. Dennoch korrespondierte sie mit Freund*innen und politischen Weggefähr*innen und beteiligte sich auch an der politischen Diskussion mit Texten, die weitaus mehr politische Sprengkraft hatten, als ihre Briefe vermuten lassen. Der hier besprochene Band, der unter dem Titel „Briefe aus dem Gefängnis“ immer wieder veröffentlicht wurde, versammelt Luxemburgs Briefe an Sonja Liebknecht. Sie war die Frau des sich zu dieser Zeit ebenfalls in Gefangenschaft befindlichen Karl Liebknecht, einem engen Vertrauten von Rosa Luxemburg, der wie sie 1919 ermordet wurde.

Wer den Namen Rosa Luxemburg in die Suchmaschinen des Internets eintippt, findet zumeist politische Statements, agitatorische Aufrufe, schneidende Analysen und Kritik der politischen Kontrahent*innen, die nicht selten mit einer Härte vorgetragen werden, dass sie zunächst abschreckend wirken mögen. In den Briefen taucht nun aber eine Rosa Luxemburg auf, die nicht ausschließlich über den politischen Widerstand und den Kampf schreibt. Stattdessen tauscht sie sich mit der jüngeren Sonja Liebknecht, um die sie sich sichtlich sorgt, über Literatur, die Familie, Naturbetrachtung, Musik, gemeinsame Erfahrungen und auch Geologie aus. Das „Geschäftliche“ (S. 60) – von Luxemburg selbst in Anführungszeichen gesetzt – bleibt oftmals außen vor. Es weicht der Beschreibung des eigenen kleinen, selbst angelegten Gartens im Gefängnis in Wronke, der Diskussion von Vogelstimmen, dem Bericht von einem gefundenen und versorgten Schmetterling und der alles umfassenden Sorge um Sonja Liebknecht.

Die Briefe Luxemburgs aus dem Gefängnis transportieren beides: Sie drücken zum einen eine grundlegend positive Beziehung zur Welt aus. Auch dort, wo Rosa Luxemburg eingesperrt ist, findet sie Raum, die Schönheit der Natur zu sehen, sich zu bilden und sogar zu arbeiten. So wird eine Seite der Politikerin

sichtbar, die in anderen Texten in den Hintergrund gedrängt wird, obwohl sie – wie die Publikation von Luxemburgs Herbarium belegt – einen großen Teil ihrer Persönlichkeit ausmacht: die der mitfühlenden Revolutionärin. Rosa Luxemburg romantisiert indes die Natur nicht, obgleich sie diese wertschätzt:

„Sie wissen, ich werde trotzdem hoffentlich auf dem Posten sterben: in einer Straßenschlacht oder im Zuchthaus. Aber mein innerstes Ich gehört mehr meinen Kohlmeisen als den ‚Genossen‘. Und nicht etwa, weil ich in der Natur, wie so viele innerlich bankrotte Politiker, ein Refugium, ein Ausruhen finde. Im Gegenteil, ich finde auch in der Natur auf Schritt und Tritt so viel Grausames, dass ich sehr leide.“ (S. 40)

Ihre Briefe können somit nicht als Verherrlichung der isolierten Haft verstanden werden, welche die kontemplative Naturbetrachtung ermöglicht. Sie sind nicht ausschließlich positiv und zeigen keineswegs eine unverwundbare Luxemburg, denn sie transportieren zum anderen auch eine realistische, die eigene Verletzbarkeit berücksichtigende Perspektive. Auch Rosa Luxemburg leidet – und dieses Leiden lässt sie beredt werden. So berichtet sie davon, dass auch sie sich im Gefängnis eingesperrt fühlt und ihre eigene Position und ihre eigenen Wahrnehmungen in der Isolation als falsch empfindet:

„Überhaupt gibt es Tage, wo ich die Empfindung habe, alles, was ich tue und sage, sei verkehrt, sogar mein harmloses Geplapper über die Vögel sei ein Verbrechen. Ach, ich weiß gar nichts mehr; ich verstehe nichts, nichts, als dass ich leide.“ (S. 62)

Auch Rosa Luxemburg macht die Isolation zu schaffen. Sie berichtet auch von ihrer Begegnung mit anderen Gefangenen, denen sie ausweicht:

„Und ich hefte krampfhaft meine Blicke beim Wandeln auf die grauen Pflastersteine, um dem Anblick der im Hofe beschäftigten Gefangenen zu entgehen, die mir stets in ihrer diffamierenden Tracht eine Pein sind und unter denen sich immer ein paar finden, bei denen Alter, Geschlecht, individuelle Züge unter dem Stempel der menschlichen Degradation verwischt sind, die aber gerade durch einen schmerzlichen Magnetismus immer wieder meine Blicke anziehen.“ (S. 74)

Die Briefe aus dem Gefängnis sind beides. Sie sind Bericht über das Leben einer widerständigen Frau im Gefängnis, die trotz alledem im Lebensrausch ist, wie die kürzlich verstorbene Luxemburg-Biografin Annelies Laschitzka ihr großes Buch über Luxemburg (2000) betitelte. Zugleich sind sie Reflexion auf die Tendenzen zur Entmenschlichung, die eine Gefangenschaft mit sich bringt. In diesem Spannungsverhältnis bewegen sich die Briefe jederzeit – Luxemburg heute zu lesen bedeutet, die Spannungen nachzuvollziehen, auszuhalten und mit Luxemburg einen ganz persönlichen Einblick in den gar nicht so alltäglichen Alltag im Gefängnis zu erhalten

Und nun? Warum Rosa Luxemburg lesen?

Die im Band versammelten Briefe von Rosa Luxemburg an Sonja Liebknecht vermitteln einen Eindruck der Zeit Luxemburgs im Gefängnis. Obgleich sie schon als Zeitdokument höchst interessant sind, bieten sie zugleich noch viel mehr. Sie weisen darauf hin, wie Luxemburg weitergedacht werden kann und liefern politisch denkenden Menschen und Aktivist*innen Anregungen dafür, die eigene Position zu reflektieren. Luxemburg spricht sich im Angesicht ihrer eigenen Gefangenschaft für eine gelassene Haltung aus: „Man muss alles im gesellschaftlichen Geschehen wie im Privatleben nehmen: ruhig, großzügig und mit einem milden Lächeln.“ (S. 90f.) Freilich bedeutet dies nicht, eine distanzierte Beziehung zur Welt einzunehmen. Denn aus der Beziehung zur Welt, die sowohl in Luxemburgs detailreicher Beschreibung der Natur als auch in den Berichten zu ihren Lesefrüchten und den Erlebnissen im Gefängnis sichtbar wird, können Menschen sich schlicht nicht lösen. Die Beziehung ist vorhanden und es gilt sie zu bejahen und zu verändern. Abgesehen von altbackenen Interpretationen konservativer Vertreter der politischen Theorie verschaffen sich aktuell zahlreiche feministische und postkoloniale Stimmen mit deutlichem Bezug auf Luxemburg Gehör. So wird in Dana Mills (2020) neuem Buch zu Rosa Luxemburg ein facettenreiches Bild gezeichnet, das Luxemburg als widersprüchliche und zugleich mächtige Referenz für politische Kämpfe im Globalen Süden ausweist. Bestätigt wird diese Aktualität auch durch Versuche, Luxemburgs Überlegungen für die postkoloniale Theoriebildung anschlussfähig zu machen. In jedem Fall erscheint es überkommen, ihre theoretischen Überlegungen als unsystematisch, einseitig und wenig relevant zu markieren.

Rosa Luxemburg, die am 15. Januar 1919 ermordet wurde, hat Leser*innen und Aktivist*innen noch genau so viel zu sagen wie vor nun schon über hundert Jahren. Die Frage ist, was wir aus Luxemburgs Werk machen und wie es uns inspirieren kann. Dass definitiv viele weitere Bedeutungsfragmente bei Luxemburg, angeregt durch die heutigen politischen Erfahrungen, erschlossen werden können, sollte klar sein. Luxemburg lesen ist ein Erlebnis. Ihre Texte regen zum Widerspruch an, sind gleichsam aber auch zugänglich und in den Briefen menschlich und persönlich. Sie können so als Anregung dienen, auch im Angesicht der überwältigenden Komplexität der Welt das Gute zu sehen, das sich im Schlechten verbirgt. Das ist spannungshaft, aber was ist das schon nicht.

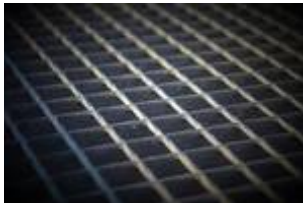
Zusätzlich verwendete Literatur

Dana Mills (2020): Rosa Luxemburg. Reaktion Books, London. Annelies Laschitzka (2000): Rosa Luxemburg. Im Lebensrausch trotz alledem. Aufbau, Berlin.

Rosa Luxemburg 2019:
Briefe aus dem Gefängnis.
Karl Dietz Verlag, Berlin.
ISBN: 978-3-320-02359-1.
136 Seiten. 12,00 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Engelmann: Politische Poesie aus dem Gefängnis.
Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/n6hPE>.

Weil es alleine nicht möglich ist



Essay von Sadiem Y.

Die Innenansicht einsperrender Institutionen erzählt aus einer persönlichen Perspektive.

Essay von [Sadiem Y.](#)

Als ich gefragt wurde, ob ich diesen Essay zum Thema „Repression“ schreiben möchte, war ich zunächst ein wenig überfordert und verunsichert. Was wurde nicht schon alles zu diesem Thema verfasst und in unzähligen Diskussionen erörtert? Wie viele Menschen haben sich in den vergangenen Jahrzehnten oder auch Jahrhunderten mit der Frage von Unterdrückung beschäftigt? Und was kann ich selbst zu diesem Thema beitragen, dass nicht in die Schublade klassischer „Durchhalteparolen“ und von der Welt losgelöstem Verbalradikalismus gehört?

Meine Auseinandersetzung mit dem Thema dreht sich um drei Fragen: Was ist Repression? Wie wirkt Repression? Und: Was hilft dagegen? Um dabei nicht direkt Gefahr zu laufen, lediglich die Positionen und Erläuterungen anderer Autor*Innen zusammenzufassen, soll es um meine subjektive Perspektive gehen, die besonders auf meinen Erfahrungen der letzten Monate beruht. Darüber hinaus ist es mir ein besonderes Anliegen, auf die letzte der drei Fragen einzugehen, da viel theoretisch philosophiert, sprachlich definiert oder auch technisch analysiert werden kann – all das aber im den Momenten, wo Macht auftritt und rücksichtslos zuschlägt, niemals weiterhelfen wird.

Was ist Repression?

Wir leben in einer Gesellschaft, die – allem Anschein nach – auf dem Einverständnis einer Mehrheit mit den bestehenden Regeln fußt, die sich

ihrerseits in der herrschenden Ordnung widerspiegeln. Nach ihrem Verständnis muss ein*e jede*r sich nahtlos in das Bestehende einfügen, dass sie*er niemals auch nur zu hinterfragen, geschweige denn zu ändern ersuchen darf. Konkret heißt das unter anderem, ein Leben in einer traditionellen Familie, im Einklang mit einem über Jahrhunderte konstruierten Rollen- und Geschlechter*bild, einer Arbeit, die möglichst gut bezahlt wird sowie zuletzt, aber von entscheidender Bedeutung, im Konsum zu führen. Zusammengenommen ein inhaltsleeres, sinnbefreites und gesellschaftskonformes Leben.

Repression, so wie ich sie verstehe, setzt genau an dieser Stelle an. Zuerst einmal handelt es sich bei Repression um den Versuch, non-konformes, das heißt unangepasstes Handeln, zu unterbinden. Dabei ist es mitnichten wichtig, ob dieses – durch den Staat oder andere Institutionen der Herrschaft – ausgemachte Handeln wirklich oder eben nur dem Anschein nach unangepasst ist. Vielmehr geht es darum, all jenes Handeln zu unterbinden, dass einerseits nicht in das gesellschaftliche „Idealbild“ passt, andererseits aber, und viel schlimmer, die gesellschaftliche Realität verändern soll oder sogar angreift. „Widerstand ist zwecklos!“, heißt es nicht umsonst in den Wohlfühl-Krimis am Wochenende.

Für die Qualität, das heißt die Härte der repressiven Maßnahmen, gibt es weder einen Maßstab noch Grenzen. Aus einer allgegenwärtigen Atmosphäre der Angst (sichtbar etwa am Respekt vor staatlichen Symbolen), physischer Kontrolle (zum Beispiel körperliche Gewaltanwendung auf Demonstrationen), psychischer Gewalt (durch ständige Überwachung oder auch sogenannte Gefährder*innenansprachen), bis hin zum Entzug der individuellen Freiheit im Gefängnis, wo gleichzeitig von allem etwas eingesetzt wird, ist der Unterdrückungscocktail nach dem Geschmack der herrschenden Ordnung gemischt.

Repression zeichnet sich gerade dadurch aus, dass sie unerwartet geschehen kann und nicht ein-, geschweige denn abzuschätzen ist. Repression ist willkürlich! Niemals „resozialisierend“ wie es beispielsweise im Justizsystem behauptet wird – sondern abschreckend und gewalttätig. Eine Machtdemonstration des Staates, der zu zeigen versucht, dass die Grundlagen der täglich durchgesetzten Ordnung nicht verhandelbar sind. Selbst dann

nicht, wenn sie ausschließlich die Herrschaft Einzelner über Andere zementieren.

Eine subjektive Perspektive auf die Wirkung von Repression

In „Wege durch den Knast“, einem Buch von und für Gefangene/n und ihre/n Angehörigen sowie alle/n, die sich mit dem Gefängnissystem konkret auseinandersetzen, sprechen die Autor*innen vom „Haftchock“, der im Moment der Festnahme, spätestens aber mit der Ausstellung des Haftbefehls und seinem Inkrafttreten einsetzt. Wenn, nach einer Nacht in der Zelle der Tag immer länger wird, Beamte in die Zelle kommen, das Gespräch mit dem*der Anwalt*in geführt wird und die erste Haftprüfung den Weg ins Gefängnis weist, ist das Wort „Ohnmacht“ viel zu schwach, um den eigenen Zustand zu beschreiben.

Erst fassungslos, dann schockiert lachend und unvermögend, die Situation direkt einzuordnen, geht es in eine Art Traumzustand. Die ersten Tage hinter Gittern lassen erkennen, dass es kein Entrinnen gibt und nichts mehr vom gefangenen Menschen selbst zu entscheiden sei. Der Staat bestimmt von nun an den Tagesablauf, was dem*der Einzelnen zusteht und was verzichtbar ist. Weil es zuerst keine Möglichkeit gibt, mit Familie, den Freund*- und Kompliz*innen zu kommunizieren, wird der*die Gefangene isoliert. Die Unfähigkeit, selbstbestimmt und uneingeschränkt mit den geliebten Menschen in Kontakt zu treten, soll die Vereinzelung des Individuums nicht nur räumlich – eingesperrt in der Zelle – sondern vielmehr psychisch manifestieren. Der Staat demonstriert seine Macht und zeigt, dass er dazu in der Lage ist, ein Individuum physisch aus der Welt vor den Mauern der Gefängnisse zu entfernen. Überwachung und Einschränkung der Kommunikation zielen darauf ab, die schiere Existenz der Gefangenen außerhalb der Gefängnismauern auszulöschen.

Im Inneren des Gefängniskomplexes machen Beamt*innen deutlich, dass menschliche Umgangsformen im Kontext von Gefangenschaft nicht berücksichtigt werden. Selbst die Regeln und Gesetze der Ordnung, zu deren Schutz die Gefängnisse existieren sollen, werden innerhalb der Mauern mit Füßen getreten. Nicht weiter verwunderlich, sind sie doch ausschließlich dazu

da, Herrschaftsinteressen zu sichern, niemals aber prinzipiell gültig. Repression ist willkürlich! Jeden Tag aufs Neue versichern Beamt*innen ihren Opfern, dass diese doch jetzt „jede Menge Zeit zum Nachdenken“ hätten. Zeit, die eigenen Überzeugungen dem gesellschaftlichen Normbild anzugleichen und die Regeln des Bestehenden – wenn nicht zu unterstützen – in einer potentiellen Zukunft „in Freiheit“ anzuerkennen.

Konsequente Ablehnung – Eine Strategie gegen Repression

Ron Sakolsky schreibt in „Breaking Loose – Mutual Acquiescence or Mutual Aid?“ unter Rückgriff auf Gustav Landauer, dass es die sozialen Beziehungen sind, die den Staat ausmachen. Dass die staatliche Kontrolle, genau wie das Gefühl der Machtlosigkeit („powerlessness“; Sakolsky 2015, S. 34) und die Unfähigkeit, dem Bestehenden etwas entgegenzusetzen, jederzeit auch in den Beziehungen der Menschen untereinander verankert seien. Aber was heißt das für den*die Einzelne*n im Angesicht von Repression?

Wenn der Staat in den zwischenmenschlichen Beziehungen verortet werden kann, dann folgt daraus, dass auch die Mechanismen, die von ihm eingesetzt werden, in dieser Art Beziehungen ihren Ausgang finden. Die Unterdrückung non-konformen Handelns selbst findet sich im Verhältnis der Individuen untereinander wieder. Im Umkehrschluss geht es hier natürlich nicht – wie Sakolsky selbst in einem anderen Kontext richtig bemerkt – darum, die Verantwortung von den Täter*Innen auf die Opfer abzuwälzen. Vielmehr geht es darum aus der passiven Rolle der*des wehrlosen Unterdrückten (von Repression Betroffenen) auszubrechen und aktiv die Wirkung von Repression anzugreifen.

Kein Mensch kann mit Repression umgehen, da sie keine Regelmäßigkeiten kennt, sondern kann nur ihre Wirkung auf das eigene Selbst immer wieder hinterfragen und ihre scheinbare Übermacht konsequent ablehnen. Denn mit ihr erreicht der Staat nicht immer, was er will, im Gegenteil. Durch repressive Maßnahmen werden Menschen politisiert und solidarisieren sich. Rückgreifend auf die vorhergehenden Ausführungen heißt diese Ablehnung ganz konkret, all jene Praxis zu radikalieren, die der Staat zu unterdrücken versucht. Angefangen mit dem ständigen Versuch, die eigenen Ideale und

Träume ehrlich zu leben; Am Gefühl der Ohnmacht vorbei die Vereinzelung und Isolation in Haft zu brechen. Sei es durch die Kontakte zu den Mitgefangenen oder zu Familie, Freund*- und Kompliz*innen. Über das Festhalten an den eigenen Überzeugungen, die immer mehr wert sein werden als die – durch Kompliz*innenschaft im Knast oder vor Gericht – erkaufte Privilegien durch Selbstverrat. Bis hin zu der Überzeugung, dass (staatliche) Macht nicht allumfassend ist, niemals sein kann und an jedem neuen Tag eine andere Welt möglich sein wird.

Wenn wir zustimmen, dass der Staat und seine unterdrückenden Mechanismen – zumindest auch – in den sozialen Beziehungen untereinander ihr Unwesen treiben, dann sollten wir auch hier ansetzen. Im Gefängnis bedeutet das, exzessiv Briefe zu schreiben. Trotz der inhaltlichen Kontrollen durch die Beamt*innen nicht auf den Ausdruck der eigenen Gefühle zu verzichten. Weil nicht einmal der Eingriff in die Intimität zwischen den Brieffreund*innen die ehrlichen Gefühle der unbekanntes Solidarität anonymer Briefe, der gegenseitigen Zuneigung, des Vertrauens und der Liebe zueinander zerstören kann. Repression ist willkürlich. Aber die Entscheidung der Einzelnen, zusammen zu leben, miteinander widerständig zu handeln, füreinander einzustehen und sich auch im Angesicht drohender Repression nicht voneinander abzuwenden, ist es nicht.

Repression zielt darauf ab, einzelne Individuen – egal wie – herauszugreifen, diese dann exemplarisch anzugreifen und in letzter Konsequenz auch auszuschalten. Sie sucht sich niemals ebenbürtige Gegner*innen, sondern solche, die anfällig und angeschlagen scheinen. Allein. Eine Aufgabe sollte es also sein, nicht einmal die Illusion aufkommen zu lassen, die von Repression betroffenen Menschen müssten diese Angriffe alleine durchstehen. Jede*r im Gefängnis sollte von „draußen“ gestärkt werden. Die Solidarität zu den Gefangenen sollte jederzeit und offensiv zur Schau getragen werden, bis sie soweit selbstverständlich geworden ist, dass der Staat keine leichten Ziele mehr findet. Und sich mit den Menschen, die sich seiner Existenz in ihrem Inneren bewusst sind, auseinandersetzen muss und schlussendlich, mitsamt seinem Repressionsapparat aus ihren Herzen und ihrer Realität verschwindet.

Zusätzlich verwendete Literatur:

Sakolsky, Ron (2015): Breaking Loose – Mutual Acquiescence or Mutual Aid? LBC Books, Berkeley. Redaktionskollektiv (Hg.) (2016): Wege durch den Knast. Alltag-Krankheit-Rechtsstreit. Assoziation A, Berlin/Hamburg.

Zitathinweis: Sadiem Y.: Weil es alleine nicht möglich ist. Erschienen in: .
URL: <https://kritisch-lesen.de/s/jCVxF>.

Bestrafen der Armen



Loïc Wacquant

Bestrafen der Armen

Zur neoliberalen Regierung der sozialen
Unsicherheit

Wacquant untersucht die Ausweitung des Strafrechtsstaats und zeigt, dass Gefängnisse vor allem dazu dienen, die Überflüssigen der neoliberalen Gesellschaft verschwinden zu lassen.

Rezensiert von [Adi Quarti](#)

Loïc Wacquant, Soziologieprofessor in Berkeley und Wissenschaftler am *Centre de Sociologie Européenne* in Paris, untersucht in einem neuen Werk die transatlantisch explodierende Ausweitung des Strafrechtsstaats und dessen untrennbarer Zusammenhang zum Abbau des Sozialstaats und Ausweitung sozialer Unsicherheit.

Der Autor, der bereits mit *Armut hinter Gittern* (Universitätsverlag Konstanz, 2000) einen beeindruckenden Einblick in ein Panoptikum einer überbordenden Gefängnispopulation in den USA lieferte, bezieht diesmal Europa mit ein, wozu er als Franzose, der auf beiden Seiten des Atlantiks forscht, natürlich prädestiniert ist. Die Zahlen der Inhaftierungen stiegen seit den 1970er Jahre kontinuierlich, um schließlich nach der *Reform* des Sozialstaats durch die Clinton-Regierung 1996, welche starke Einschnitte für die Ärmsten zur Folge hatte, bei gleichzeitiger Verschärfung des Strafrechts, bis hin zur Ausgangssperre für Jugendliche, Kriminalisierung von Bagatelldelikten wie z.B. das öffentliche Urinieren bei Obdachlosen, regelrecht aus den Fugen zu geraten. Sicherheitsfirmen, private Gefängnisse und ein florierender Gefangenen-Import-Export zwischen den Bundesstaaten seien die Folge. *Manpower* sei heute der größte Arbeitgeber des Landes. All diese staatliche Maßnahmen - der Autor benennt sie ausdrücklich und analysiert ihre Auswirkungen auf die einzelnen Länder - tragen den Geist der späteren

Hartz-Gesetze (Agenda 2010) der Schröder-Regierung in Deutschland. Sie implizieren ausdrücklich die Unterscheidung in einen „würdigen“ und „unwürdigen Armen“, erinnern durch ein komplexes Sanktionssystem nicht ohne Grund an Skinners Drillphantasien. Eine wachsende Unsicherheit mache sich auch in Frankreich breit, wo diese Wegsperrmentalität besonders grob kopiert wurde:

„So stieg der Anteil der Arbeitskräfte in prekären Beschäftigungsverhältnissen – Beschäftigte mit Kurzzeitverträgen, Zeitarbeitskräfte, Beschäftigte auf subventionierten Stellen und in staatlich finanzierten Ausbildungsprogrammen – von eins zu elf im Jahre 1990 (oder 1,98 Millionen Menschen) auf eins zu sieben im Jahre 1999 (3,3 Millionen).“ (S.250)

Im gleichen Zeitraum stieg die Zahl der arbeitslosen Jugendlichen von 19,9% auf 25,6%, die derer aus den verschämt als „sensibel“ bezeichneten Stadtbezirken gar von 28,5% auf fast 40%. Entsprechend hätte 2003 die Zahl der Gefängnisinsassen die 60.000-Marke – bei 48.000 vorhandenen Plätzen – überschritten, die höchste seit Ende des zweiten Weltkriegs. Dies könne auch als Grund für die hohe Selbstmordrate dort, Häftlingsrevolten und die aktuellen Streiks des Gefängnispersonals gelesen werden. Hier hätte man gerne auch eine Schallplatte nennen können, was allerdings nicht Aufgabe einer soziologischen Studie wäre: *Johnny Cash at San Quentin* etwa, mit seinem eindringlichen *Folsom Prison Blues*. Oder *Ghosts ...of the Civil Dead* (1989), ein Film der im Hochsicherheitsgefängnis Marion, Illinois spielt, einem Knast in der Wüste. Nick Cave führt einen Gefangenenaufstand an, die Filmmusik stammt ebenfalls zum Teil von ihm.

Wacquant legt dagegen an Hand von Statistiken dar, dass das Wegsperrn mit den tatsächlichen Zahlen der Kriminalitätsstatistiken rein gar nichts zu tun habe, sondern politisch gewollt sei. Diese *Wegsperr-Verirrungen* seien in den USA, in England wie auch à la française flankiert von reißerischen Fernsehprogrammen, die in Serien zu besten Vorabendzeiten dem voyeuristischen Zuschauer wahre Höllenszenarien liefern, die mit der Realität rein gar nichts zu tun haben. Die auch in Europa so begeistert aufgenommene *Broken-Windows* -Theorie, die besagt, dass jedes zerbrochene Fenster unwillkürlich ein neues nach sich ziehe, sei in Wahrheit eine populistische

Polizei-Mythologie, was in den USA von ihren Protagonisten längst eingeräumt wurde. Sie wirke allerdings wie eine

„weltweite Abschussrampe für einen intellektuellen Schwindel und eine Übung in politischen Taschenspielertricks, die, indem sie einem extensiven Polizeiaktivismus eine pseudo-akademische Beglaubigung erteilen, massiv zur Legitimierung der Wende zum strafrechtlichen Management der sozialen Unsicherheit beitragen, die der Staat durch seinen sozialen und ökonomischen Rückzug allerorts erzeugt.“ (S. 273)

Loïc Wacquant wäre kein guter ehemaliger Schüler und Co-Autor von Pierre Bourdieu gewesen, wenn er nicht noch als theoretischen Schlusspunkt einen „Abriss des neoliberalen Staates“ formulieren würde, die ausführlich auf die zum Teil verkürzten, manchmal oberflächlichen, meist aber linken Interpretationen des modernen Staates eingeht. „Der Staat zieht sich zurück“, allerdings nur bei seiner ureigensten Aufgabe einer gerechten Sozialpolitik und bei der Ahndung der zunehmenden Wirtschaftskriminalität. Für aufmüpfige Arme dagegen gibt es einen hochaufgerüsteten Polizeistaat. Mit das Beste, was die letzten Jahre an soziologischen Studien geliefert wurde.

** Die Rezension erschien zuerst im Mai 2009 auf stattweb.de (Update: kritisch-lesen.de, dpb, 12/2010)

Loïc Wacquant 2009:

Bestrafen der Armen. Zur neoliberalen Regierung der sozialen Unsicherheit. Verlag Barbara Budrich, Leverkusen.

ISBN: 978-3-86649-188-5.

368 Seiten. 29,90 Euro.

Zitathinweis: Adi Quarti: Bestrafen der Armen. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/Wr2GA>.

Alles auf Leben



Sabine Hunziker

Protestrecht des Körpers

Einführung zum Hungerstreik in Haft

Über eine Kampfform, bei der die Menschen ihr eigenes Leben aufs Spiel setzen und die nicht nur im Knast angewandt wird.

Rezensiert von [Peter Nowak](#)

„Hungerstreik“ steht noch immer mit großen Lettern auf einem Laken gegenüber dem Bundesaußenministerium in Berlin-Mitte. Es erinnert an den Ein-Mann-Protest von Mustafa Mutlu. Er hatte 2012 mehrere Wochen vor dem Ministerium campiert und war in einen Hungerstreik getreten, weil er sich als Bauunternehmer von einem Geschäftspartner betrogen sah. Hunger heißt ein preisgekrönter Filmessay des Regisseurs Steve McQueen. Er erinnert an den Hungerstreik zahlreicher Gefangener der irischen Nationalbewegung IRA in den britischen Hochsicherheitsknästen in Irland im Jahr 1981. Der Kampf, bei dem mehrere Gefangene starben, darunter Bobby Sands, polarisierte das gesamte Land. Wochenlang gab es Solidaritätsaktionen, Streiks und militante Proteste. Einige der Gefangenen wurden sogar ins britische Parlament gewählt. Ob als wenig beachtete Soloprottestaktion oder als Kampfform von Gefangenen, hinter denen eine Massenbewegung steht, der Hungerstreik ist immer ein Kampf um Leben und Tod.

„Es gibt nicht viele Möglichkeiten, im Knast zu protestieren. Die Verweigerung von Nahrung – oft Hungerstreik oder Hungerfasten genannt, ist eine davon“ (S. 7), schreibt die Schweizer Journalistin Sabine Hunziker in der Einleitung ihres kürzlich im Unrast-Verlag erschienenen Buches, das den Anspruch, eine „Einführung zum Hungerstreik in Haft“ zu geben, erfüllt. Der Buchtitel

„Protestrecht des Körpers“ verdeutlicht, dass Menschen, die keine andere Möglichkeit zum Widerstand haben, ihren Körper zur Waffe machen. Das betrifft neben Gefangenen zunehmend auch Geflüchtete, die in den letzten Jahren mit Hunger- und teilweise auch Durststreiks auf ihre Situation aufmerksam machten. So besetzten im Sommer 2010 Geflüchtete gemeinsam mit antirassistischen Unterstützer_innen einen Platz in der Nähe der Schweizer Bundesregierung in Bern. Um ihren Forderungen nach einem Bleiberecht Nachdruck zu verleihen, traten drei iranische Geflüchtete in einen Hungerstreik, der mehrere Wochen andauerte. Hunziker begleitete die Aktion, erlebte, wie die gesundheitliche Situation der Aktivist_innen immer kritischer wurde und wie sie noch lange nach dem Abbruch der Aktion mit den körperlichen Folgen zu kämpfen hatten. „Aus dem Spital entlassen, versuchten die Iraner in der Wohnung einer solidarischen Person eine Suppe zu essen, die sie bald wieder erbrachen“ (S. 13), schreibt Hunziker. Nach diesen Erlebnissen stellte sie sich die Frage, warum Menschen zu dieser Kampfform greifen. In dem Buch sammelt sie viele Zeugnisse von Hungerstreikenden aus den unterschiedlichsten sozialen und politischen Kontexten. Aktivist_innen aus Kurdistan, Nordirland und der Schweiz kommen ebenso zu Wort wie ehemalige Gefangene aus militanten Gruppen in der BRD. Dabei wird deutlich, dass es bei dem Kampf oft um Menschenwürde geht. „Wir machen hier einen Hungerstreik, um zu zeigen: dass wir nicht jede Schweinerei hinnehmen werden ohne zu mucken“, schrieb eine Gruppe weiblicher Gefangener aus den bewaffneten Gruppen RAF und Bewegung 2. Juni im Jahr 1973. Der Wiener Mathematiker Martin Balluch begründete seinen Hungerstreik nach seiner Verhaftung wegen seiner Aktivitäten in der Tierrechtsbewegung im Jahr 2008: „Der unmittelbare Anlass war meine Hilflosigkeit, in der ich dieser Ungerechtigkeit gegenüberstand.“ (S. 98)

Der Körper als Waffe

Auch der RAF-Gefangene Holger Meins, der nach Tagen im Hungerstreik gestorben ist, wird von Hunziker angeführt. Das Bild des toten Meins, der nur noch 39 Kilo gewogen hat, auf der Bahre brannte sich in das Gedächtnis vieler Zeitgenoss_innen ein. Zudem wurde Meins zwangsernährt und ihm wurden dabei lebensnotwendige Nährstoffe vorenthalten. „Mit seinem Tod wird deutlich, dass die Leute an der Macht über Leichen gehen würden, um ihre Ordnung durchzusetzen“ (S. 92), zitiert Hunziker das ehemalige RAF-Mitglied

Karl-Heinz Dellwo. Er wurde, wie viele andere, durch den Tod von Holger Meins in seiner Totalopposition gegen die Gesellschaft bestärkt. Als Gefangener beteiligte sich Dellwo dann selber an mehreren Hungerstreiks und begab sich dabei mehrmals in Lebensgefahr. In der Türkei und Kurdistan fordert das Todesfasten, wie die Hungerstreiks dort genannt werden, immer wieder viele Opfer. Es ist die „ultimative Aktion auf Leben und Tod“ (S. 87), wie der ehemalige sozialistische Bürgermeister von Diyarbakir, Mehdi Zana, die Aktion nannte. Er war nach dem Militärputsch von 1980 wegen „Separatismuspropaganda“ verhaftet worden und hat sich an mehreren Todesfastenaktionen beteiligt. Nur in einem kurzen Abschnitt erwähnt Hunziker das wohl längste und opferreichste Todesfasten der jüngeren Geschichte, das Ende 1999 begann und bis 2007 andauerte. Damit sollten die sogenannten F-Typ-Zellen verhindert werden, mit denen nach dem Vorbild des Hochsicherheitsgefängnisses Stammheim in Westdeutschland die Gefangenen isoliert werden sollten. Erfreulich ist, dass Hunziker mit Andrea Stauffacher, eine politische Aktivistin der linken Organisation Revolutionärer Aufbruch, die selber mehrmals an Kurzhungerstreiks teilgenommen hat, zu Wort kommen lässt. Sie betont, wie wichtig eine gute Planung der Aktion ist und dass auch die mediale Verbreitung genau vorbereitet werden muss, damit ein Hungerstreik politisch erfolgreich ist. „Wichtig ist, dass bei Beginn die politische Vermittlung sofort anläuft, man mobilisiert und sich so die Initiative politisch vermittelt“. Stauffacher ist auch überzeugt, dass diese Kampfform mit dem eigenen Körper kein Auslaufmodell ist. „Der Hungerstreik bleibt eine Kampfform, die drinnen und draußen verbindet.“ (S. 95) Doch es gibt in der politischen Linken auch andere Stimmen.

Alternativen zum Hungerstreik

Der politische Aktivist Fritz Teufel, der sich auch an mehreren Hungerstreiks beteiligte, suchte schon in den 70er Jahren nach Alternativen zu einer Kampfform, in der es schnell um Leben und Tod geht. Die 2014 gegründete Gefangenengewerkschaft könnte eine solche Alternative bieten. Nicht ihr Körper, sondern ihre Arbeitskraft, die sie hinter Gittern besonders billig verkaufen müssen, könnte so dann zur Waffe der Gefangenen werden. Hunziker hat mit ihrer kleinen Geschichte des Hungerstreiks einen guten Überblick gegeben. Es ist zu hoffen, dass andere Autor_innen daran anknüpfen. Eine Geschichte der Hungerstreiks von politischen Gefangenen in

den letzten fünf Jahrzehnten in der BRD muss noch geschrieben werden. Es wäre auch ein Stück der weitgehend vergessenen Geschichte der außerparlamentarischen Linken.

Sabine Hunziker 2016:

Protestrecht des Körpers. Einführung zum Hungerstreik in Haft.

Unrast Verlag.

ISBN: 978-3-89771-585-1.

106 Seiten. 9,80 Euro.

Zitathinweis: Peter Nowak: Alles auf Leben. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/TmjZq>.

Mit der ganzen Härte des Gesetzes



Christoph Müller

»Haftschaden«

Die Folgewirkungen von Jugendarrest und Warnschussarrest

Mit einem fachlichen und pädagogischen Blick auf einen kleinen Teil des Jugendstrafrechts gelingt dem Autor eine fundamentale und durchaus politische Gefängniskritik.

Rezensiert von [Marie-Therese Dazert](#)

Schock, Härte, Abschreckung und Disziplin: 1940 während der Zeit des deutschen Faschismus eingeführt, hat er bis heute Bestand und wurde 2012 trotz einhelliger Kritik aus der Fachwelt noch auf einen weiteren Bereich ausgeweitet: der Jugendarrest. Einer Jugendstrafe, die auf Bewährung ausgesetzt wird, kann seitdem ein zusätzlicher „Warnschussarrest“ hinzugefügt werden. Christoph Müller geht diesen Entwicklungen in seinem Buch „»Haftschaden«. Die Folgewirkungen von Jugendarrest und Warnschussarrest“ wissenschaftlich nach. Er schafft anhand dieser exemplarischen Repressionsform eine grundlegende pädagogische und politische Gefängniskritik, die auch durch ihren anschaulichen Schreibstil nicht nur für die fachliche Lektüre, sondern auch für linke Auseinandersetzungen wertvoll ist.

Die juristische und die öffentliche Debatte

Kriminolog_innen, Strafrechtler_innen, Rechtswissenschaftler_innen – die Fachwelt ist sich weitgehend einig, auch die Zahlen der Sanktionsforschung sprechen für sich: Die Kopplung von Strafaussetzung auf Bewährung einerseits

und dem Arrest andererseits ist hinsichtlich des Ziels einer geringen Rückfallquote vollkommen sinnlos. Schon die beiden Instrumente des Arrests beziehungsweise der Bewährungsstrafe als solche sind, so Müller, statistisch nahezu wirkungslos, was die Förderung des „legalen Verhaltens“ (S. 17) angeht. Dennoch wurde das bis 2012 existierende Kopplungsverbot beider jugendstrafrechtlicher Instrumente aufgehoben: Es handelt sich beim neu entstandenen „Warnschussarrest“ um einen zusätzlichen Arrest zu einer Bewährungsstrafe, hier werden also zwei gegensätzliche erzieherische Botschaften gesendet: Auf der einen Seite erhält die straffällige Person eine positive Prognose, es wird viel Vertrauen in sie gesetzt, dass sie ohne Haftstrafe zu einer Lebensführung ohne erneute Straftaten zurückfindet, auf der anderen Seite wird durch das Verhängen des Arrests hart gegen sie vorgegangen. Da, entgegen des Grundsatzes, bei jungen Menschen aus „erzieherischen“ Gründen die Strafe zeitlich sehr schnell auf das falsche Verhalten folgen zu lassen, der „Warnschuss“ als gegensätzliche Botschaft oft erst sehr spät nach einem langen Strafverfahren und entsprechender pädagogischer Arbeit stattfindet, führe er, so Müller, sogar eher zu mehr Rückfälligkeit.

Entgegen der sachlichen Debatte in der Fachwelt stand im Vorfeld der Gesetzesänderung ein reaktionärer öffentlicher Diskurs, der diese erst möglich machte. Man forderte ein „härteres Vorgehen“ gegen junge Straftäter_innen und biologisierte delinquentes Verhalten nach Geschlecht, Alter und Herkunft, ohne dabei die ökonomischen und strukturellen Ursachen von Gesetzesverstößen auch nur ansatzweise einzubeziehen. Die Forderung, autoritär und abschreckend gegen die jungen Menschen vorzugehen, die, aus welchen Gründen auch immer, entsprechendes Verhalten gezeigt haben, ist in den Debatten allgegenwärtig.

Grundlegende Gefängniskritik

Christoph Müller setzt sich zu Beginn seines Buches unter Rückgriff auf die Mittel der kritischen Diskursanalyse mit dem skizzierten Diskurs auseinander. Er stellt den hinter den entsprechenden öffentlichen Forderungen stehenden Rassismus und Sexismus und die sogenannte Schockideologie gut verständlich und als Einführung in seine daran anschließende Forschung dar.

Besonders auf den ersten Seiten wird deutlich, was dieses Buch so besonders macht: Die pädagogische Herangehensweise an ein juristisches Problem, beschränkt auf einen kleinen Teil im Jugendstrafrecht, den Arrest, steht in Müllers Buch stellvertretend für eine umfassende Kritik an der Praxis totaler Institutionen und des Einsperrens im Allgemeinen. Beginnend mit Foucaults „Überwachen und Strafen“ wird grundlegende Kritik an der Institution Gefängnis und ähnlichen Disziplinartechniken geübt. Es wird für die Leser_innen sehr schlüssig dargestellt, dass das Einsperren von Menschen Delinquenz noch nie vermindert hat, sondern im Gegenteil für eine Stagnation oder einen Anstieg der Fälle sorgt und so auch der Aufenthalt im Jugendarrest eine höhere Wahrscheinlichkeit erneuter Straftaten fördert.

Neben der fachlichen und juristischen Debatte, dem eher staatlichen Blick auf die reinen Zahlen bezüglich Strafverbüßung und Rückfälligkeit, finden sich im Buch auch linke Perspektiven und eine generellere Gefängniskritik. Eine zentrale These Müllers ist, dass das Gefängnis gemäß Foucaults Klassenjustiztheorien die eigentliche gesellschaftspolitische Funktion erfüllt, ein weitgehend geschlossenes Delinquenzmilieu zu schaffen. Vor diesem Hintergrund ist Müllers Untersuchung des Jugendarrests als vermeintliches Instrument zur Kriminalitätsbekämpfung besonders spannend, macht sie doch deutlich, dass der Staat seine Bürger_innen nicht mit Maßnahmen der Sozialen Arbeit und Bildungsangeboten unterstützt, sondern lediglich disziplinierend auf sie einwirkt und dabei eigentliche Problematiken, die erst in letzter Instanz zu straffälligem Verhalten führen, außer Acht lässt.

Innenansichten

Herzstück von Müllers Forschung sind Interviews mit Arrestant_innen, aus denen recht eindeutig hervorgeht, welchen negativen Einfluss das Eingesperrt-Sein auf die Jugendlichen hat und welche Herausforderungen sie durch den Aufenthalt im Arrest zu bewältigen haben. Entgegen dem vorrangig politischen Herangehen im ersten Drittel des Buches rückt hier die sonderpädagogische Ausrichtung des Autors in den Fokus. Es wird deutlich, wie die vermeintlich „resozialisierende“ Zeit in Haft neues, von der Gesetzeslage abweichendes, „deviantes“ Verhalten hervorbringt. Die Interviews zeigen eindrucklich, dass Resozialisierung durch Einsperren, also

de facto das Separieren von der restlichen Gesellschaft und das Unterwerfen unter Regeln, die außerhalb der Anstalt nicht gelten, nicht funktionieren kann.

Es gelingt Müller, sich gleichzeitig mit den inhaftierten Interviewpartner_innen zu solidarisieren. Seine eigene Position zur Praxis der Inhaftierung bleibt kein Geheimnis, ohne dadurch seinen wissenschaftlichen Standpunkt zu beeinflussen. Besonders gut funktioniert dies über die distanzierte Wiedergabe von Gesprächsfetzen mit Mitarbeiter_innen der Arrestanstalten, die er kontrastierend einfließen lässt. Scheinbar nebensächliche Aussagen der Beschäftigten – etwa die Frage an ihn als Interviewer, ob er lieber zuerst einen „guten“ oder einen „schlechten“ Interviewpartner haben wolle (S. 52), oder die Ankündigung, einen „richtigen Ganoven“ (S. 72) für ihn zu haben – sagen viel über das Menschenbild der von ihm angetroffenen, in den betreffenden Einrichtungen arbeitenden Personen und die gesellschaftlich verbreitete Vorstellung bezüglich straffällig gewordener Personen aus. Es wird gerade durch diese einleitenden Worte enorm deutlich, wie die Beschäftigten in den Jugendarrestanstalten die Regeln der Institutionen verinnerlicht haben.

Aufschlussreich ist auch die treffsichere und genaue Wiedergabe der Gespräche der Auswertungsgruppen, mit denen Müller seine Interviews interpretiert hat. Die verschiedenen Standpunkte der Studierenden, die daran mitgearbeitet haben, zeigen verschiedene Blickwinkel: von per se solidarisch mit den Inhaftierten bis zu ablehnend und emotional. Sie geben als Ganzes sehr treffend die aus den Interviews zu ziehenden Schlüsse wieder.

Den Abschluss des Buches bildet eine Gegenüberstellung pädagogischer Konzepte. Müller zeigt, dass wir es bei vermeintlichen Alternativen zu Arrest und Haft, wie zum Beispiel den gängigen Antiaggressions- oder Coolnesstrainings, eigentlich mit denselben Methoden, Menschenbildern und Schwachpunkten zu tun haben: Schocken, Kleinmachen und Beschämen der betroffenen Person. Mit ermächtigendem und verstehendem pädagogischen Blick haben diese „Alternativen“ nichts gemeinsam. Anschließend werden tatsächliche pädagogische Alternativen, aufbauend auf einer konstanten pädagogischen Beziehungsarbeit, in groben Zügen vorgestellt.

Wie so oft bei der Lektüre linker wissenschaftlicher Veröffentlichungen, blieb ich am Ende des Buches zwar mit spannendem Wissenszuwachs, jedoch leider auch etwas ratlos zurück. Während mich besonders die einleitenden Kapitel

mit ihrer Kritik am Gefängnis und der dahinter stehenden Ideologie und Pädagogik zustimmend nicken und wissbegierig weiterlesen ließen und die folgenden Interviews, sowie deren Auswertung die angedeutete Theorie anschaulich belegten, sorgte die Schlussfolgerung des Werks, die eine andersgerichtete Pädagogik in groben Zügen einbringt, bei mir als Leserin eher für ein großes: Ja, stimmt, und jetzt? Man möchte gerne weiterlesen und sowohl politische Konsequenzen aus der Analyse und Kritik ziehen, als auch die pädagogische Alternative zur Schockideologie weiterdenken. Um nicht nur zu wissen: so eine Pädagogik möchte ich nicht machen, sondern auch ein „anders“ für sich und die eigene Arbeit mit jungen Menschen zu finden. Der Widerspruch, dass man als Sozialarbeiter_in eigentlich ständig systemstabilisierende Arbeit macht, und ob man in Einrichtungen, die man von der Sache her ablehnt, arbeiten sollte oder nicht, hört nicht auf.

Christoph Müller 2016:

»Haftschaden«. Die Folgewirkungen von Jugendarrest und Warnschussarrest. ibidem-Verlag, Stuttgart.

ISBN: 978-3-8382-1020-9.

112 Seiten. 19,90 Euro.

Zitathinweis: Marie-Therese Dazert: Mit der ganzen Härte des Gesetzes.

Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/wko9r>.

Kollektive Kritik im beschädigten Leben



Marius Hanft/Judith Sieber/Lotte
Warnsholdt (Hg.)

Weiterschreiben

Anschlüsse an Rebecca Ardnerns "Affirmation und
Negation als Figuren der Kritik"

*Nach dem Tod einer Freundin kommen verschiedene
Stimmen zusammen und blicken zurück auf ihr Denken.*

Rezensiert von [Thorsten Schneider](#)

Wie könnte ein Buch über eine Dissertation aussehen, die begonnen, aber nicht zu Ende geschrieben werden konnte? Nichts Geringerem als dieser Frage geht ein bemerkenswertes Buch nach, welches unlängst im Hamburger Katzenberg Verlag erschienen ist. Schon der – zugegeben etwas sperrige – Titel „Weiterschreiben. Anschlüsse an Rebecca Ardnerns 'Affirmation und Negation als Figuren der Kritik'“ lässt die Schwierigkeit dieses Unterfangens erahnen. Die Dringlichkeit dieser Aufgabe rührt vom viel zu frühen Tod Rebecca Ardnerns her. Ihr ist dieses persönliche und gerade darin politische Buch gewidmet.

Bemerkenswert daran ist sehr vieles. Vor allem aber, dass es nicht Trost in einer abgeschlossenen Form sucht, sondern in der Spurensuche und Erinnerungsarbeit die Zweifel, Brüche, unbeantworteten Fragen offen lässt und gerade so dem unabgeschlossenen Dialog mit der Freundin die Treue hält. Schon im Titel des Buches wird dies spürbar. Sehr offen legen die Herausgeber*innen Marius Hanft, Judith Sieber und Lotte Warnsholdt ihr Ringen dar. „Weitermachen“ lautet die Grabinschrift von Herbert Marcuse, die sich Rebecca Ardner auch als Paratext – gewissermaßen als guten Geist – für

ihre Arbeit gewünscht hätte. Daraus ist ein „Weiterschreiben“ geworden, das ihren Titel erweitert. Kein kategorischer, ein freundschaftlicher Imperativ einmal Gesagtes nicht einfach stehen zu lassen, sondern es aufzugreifen und weiterzuführen. Hier deutet sich bereits die Mehrsprachigkeit von Kritik an, die Ardner als eine dialogische Form konzipieren wollte und die in der Mehrstimmigkeit der Reaktionen darauf weiterwirkt. Auch die Form des Bandes zeigt dies: Er beinhaltet neben diversen Texten und Schreibweisen auch Zeichnungen, Collagen und Fotografien.

Kritik als Perspektive

Ardner selbst schreibt, „Kritik ist das Ringen um die Möglichkeit [von] etwas Besserem“ (S. 35). Sie reduziert Theoriearbeit damit nicht auf eine akademische Qualifikation. Etwas Besseres scheint auf, in der Gemeinschaft von Schreibenden und visuell Darstellenden, die über ihre persönliche Herkunft, Hintergründe und über individuelle Produktion hinaus durch gemeinsame Erfahrungen verbunden sind. Hanft, Sieber und Warnsholdt finden die schöne Formulierung: „In den letzten Jahren hat sich somit ein Gespräch entsponnen, von dem wir im Rückblick nicht sagen können, wer was wann und in welcher Weise gesagt hat“ (S. 11). Ist dies nicht bereits ein Widerstand im Kleinen, gegen die ausgreifende Verwertungslogik eines kognitiven Kapitalismus, die alles Gesagte oder Gedachte finanzialisiert?

Ardner hat die widerständige Sozialität geteilter Autorschaft bejaht: „Damit wird beispielsweise auch deutlich, dass solche Gedankengänge niemals etwas sein können, was völlig autonom einfach so aus uns selbst herauskommt. Vielmehr entwickeln sich Gedanken, Meinungen und Theorien immer erst in einem Austausch“ (S. 12, Ardner 2014: 4-5). Die Erkenntnispotenziale von Dialogen begrenzt sie nicht auf akademische Sprachen. Dies veranschaulicht eine Anekdote, die Silvy Zenner erinnert. So habe Ardner ihrem Vater die Bedeutung ihrer Bachelorarbeit mit herzlicher Mundart erklärt: „Der Inhalt der Arbeit ist: Es Hirn inschalde, bevor ma rausschwätzt!“ (S. 299) Welch wunderbare Übersetzung des akademischen Titels „Kritische feministische Theorie – Selbstreflexion als Voraussetzung für Handlungsmöglichkeiten wider das Schweigen“. Schreiben oder Sprechen dient der Selbstermächtigung, um Handlungsräume zu erweitern. Die Dialogform ist eine Möglichkeit, über Beschränkungen von Gender, Race, Class oder Generationen hinaus nach

Gemeinsamem und Verbindendem zu suchen. Ardner forschte deshalb zu „Möglichkeiten re-konfigurierter Kritik“ (S. 35, 66), die sie selbst nicht neu erfinden, sondern in Auseinandersetzung mit bereits entwickelten Kritikbegriffen dialogisch weiterdenken wollte, um daraus Neues zu gewinnen. Doch nicht als faulen Kompromiss; „die ausgewogene Diskussion der Affirmation und Negation soll nicht auf die Balance einer indifferenten Position“ hinauslaufen (S. 58). Das Dialogische sei „Vielmehr [...] gerade Möglichkeitsbedingung einer verantwortlichen Entscheidung zu einer Positionierung“ (ebd.). Sprache ist ein politischer (Ver-)Handlungsraum, um Konflikte auszutragen. Eine „Kritik als Kultur“ (S. 63) muss sich um Anerkennung aller Argumente kümmern, um „auf der Höhe der Zeit“ (S. 38) zu überzeugen – für etwas Besseres.

Wider das Schweigen richten sich auch die Beiträge in „Weiterschreiben“. Gegen „die Absurdität“, wie Sieber schreibt, „dass die Dissertation, die dazu dienen sollte, Rebecca in der Wissenschaft zu etablieren, nun zu einem Nachruf wird“ (S. 21). Obwohl Ardner keine Autorin ist „von der es ein Werk gibt, das sie selbst in die Welt gegeben hat und auf das man sich beziehen kann“ (S. 21), wie Warnsholdt zu bedenken gibt, hat sie etwas hinterlassen, das nicht vergessen werden sollte. Der Tod der Autorin sollte nicht sprachlos machen. Noch mehr als ein Nachruf ist dieses Buch eine Selbstreflexion über Handlungsmöglichkeiten, die sich nicht nach, sondern mit Ardner ergeben. Damit die Stimme, die ohnehin so sehr fehlen wird, in ihren Texten weiter wahrgenommen wird.

Kritik als Suche nach neuen Antwortmodalitäten

Ardner verweist auch auf Donna Haraways Konzept der Response-ability (S. 64). In der Einleitung von „Weiterschreiben“ heißt es nun:

„Deren Diagnose, dass wir in einer beschädigten Welt leben, die konkrete Antworten (Response-ability) braucht, folgt Rebecca; das wird ihr zu einer primären, auch krankheitsbedingten Aufgabe. Das Beschädigt-Sein – die Unzufriedenheit im Status quo – wird zum Ausgangspunkt für die Suche nach neuen Antwortmodalitäten“ (S. 28).

Dies lässt sich nicht durch eine singuläre Kritik Einzelner bewältigen. Beschädigt durch den Verlust Ardners, wird umso schmerzlicher bewusst, dass die Verantwortung (Responsibility), nach neuen Antworten (response) zu suchen, nur eine gemeinschaftliche sein kann. Das Buch „Weiterschreiben“ findet einige Modalitäten dafür. Im Vorwort wird auf die Frage „woraus wird morgen gemacht sein?“ verwiesen, die Ardner im Titel eines Gesprächs zwischen Elisabeth Roudinesco und Jacques Derrida (2006) las. Die Orientierung auf eine bessere Zukunft ist wesentlicher Antrieb kritischen Denkens und Handelns.

Für eine kollektive Kritik

Die Idee kollektiver Kritik lässt sich nicht in einem idealen Erinnerungsbild von Rebecca Ardner festschreiben. „Weiterschreiben“ versucht nicht, Deutungshoheit über Unbegreifliches zu erlangen, sondern das weiterzuschreiben, was lieb und teuer ist. Darin liegt die Zuversicht, dass jede Stimme zählt. Die Beiträge von Marius Hanft, Judith Sieber, Lotte Warnsholdt, Tomma Brooks, Finja Delz, Lynn Gross, Anne-Christin Klotz, Holger Kuhn, Liza Mattutat, Isabel Mehl, Sara Morais dos Santos Bruss, Eva Müller, Sami Qaiser, Kristi Renner, Ying Sze Pek, Heiko Stubenrauch, Lars Tittmar und Silvy Zenner, sowie die Unterstützung von Beate Söntgen, Jonas Ehret, David Mieleke, Elisabeth Heymer, Oona Lochner, Roger Behrens, Thomas Macho, Susanne Leeb, nicht zuletzt Rebeccas Eltern Bärbel und Stefan sowie vieler nicht Genannter zeigen gemeinsam, dass es lohnt weiterzuschreiben, weiterzumachen.

Marius Hanft/Judith Sieber/Lotte Warnsholdt (Hg.) 2020:
Weiterschreiben. Anschlüsse an Rebecca Ardners "Affirmation und Negation als Figuren der Kritik".

Katzenberg Verlag, Hamburg.

ISBN: 978-3-942222-15-0.

300 Seiten. 24,00 Euro.

Zitathinweis: Thorsten Schneider: Kollektive Kritik im beschädigten Leben.

Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/42ZzD>.

Gegen das Verschwinden



Ronya Othmann

Die Sommer

Die minutiöse Darstellung einer kindlichen Erinnerungswelt, die hochpolitisch wird.

Rezensiert von [Johanna Tirnthal](#)

Das Ende dieser Geschichte ist bekannt und doch nicht bekannt. Wenn eine sich an ihre Kindheit erinnert und diese in einem êzîdischen Dorf spielt, dann wissen wir, dass da noch etwas passieren wird. Dass die Welt irgendwie hereinbrechen wird über dieses Kindheitsidyll. „Eine Geschichte erzählt man immer vom Ende her, auch wenn man mit dem Anfang beginnt“ (S. 10).

Exil vom Exil

Leyla lebt in Leipzig, ist in Bayern aufgewachsen und erinnert sich an die Sommer ihrer Kindheit. Die hat sie stets in einem kleinen Dorf in Syrien nahe der türkischen Grenze verbracht. Dort kommt ihr Vater her. Leyla wächst zwischen zwei Welten auf, in beiden ist sie auf eine Weise fremd. Die eine, die Welt des Dorfes, wird in der Erinnerung zum Paradies, zum Sommerexil. Exil vom Exil. Die Sommer sind ein zerbrechliches System von großer Eleganz, flankiert und durchdrungen von Krieg und Unterdrückung. Die Leserin kann, auch wenn sie fernab von Krieg und politischer Unterdrückung aufgewachsen ist, in der Art der Erinnerung die Sommer der eigenen Kindheit wiedererkennen. Die sind anders, spielen auf österreichischen Bauernhöfen. Das hat nichts miteinander zu tun und doch so viel: Das genaue Erinnern von

Gerüchen, von Räumen, von Details alter Möbel. Akribisch erinnerte Tagesabläufe, hart arbeitende alte Frauen im Garten. Das Befremden und der Spaß beim Spielen mit den Dorfkindern, die wenig neugierig sind auf das, was man glaubt aus der weiten Welt zu erzählen zu haben. Sie sind schneller beim Laufen durchs Dorf, sie wissen genau wo die Löcher im Weg sind und springen flugs darüber hinweg. Sie sind gemein, irgendwie roh. Trotzdem liebt man sie, gefällt sich aber auch darin, anders zu sein. Dann der Blick vom Bett aus, auf dem man die Tage verbringt, die endlos und langweilig sind und doch nie enden sollen. Die Präzision, mit der die Ausnahme sich in die Erinnerungswelt eines Kindes einschreibt. Das ist der erste, große Teil von Ronya Othmanns „Die Sommer“. Es geht darum, eine ganze Welt vor dem Verschwinden zu bewahren, und gerade das Vertraute an dieser kindlichen Art der Erinnerung lässt die politischen Bedrohungen besonders nahe gehen.

„Leyla würde Kurdistan später im Schulatlas suchen, vergeblich. [...] Du darfst den Namen des Landes niemandem verraten, sagte der Vater. Wenn dich jemand fragt, wohin wir unterwegs sind, dann sagst du, zu deinen Großeltern“ (S. 13).

Der dreifache Verlust

Es ist ein mehrfaches Verschwinden, von dem das Dorf und seine Sommer, sein Personal und Inventar, bedroht sind. Zuerst das Verschwinden von Kurdistan – auf den Landkarten und im Alltag, das Geheimhalten des Namens dieses Landes, das Nicht-Sprechen der eigenen Sprache in der Öffentlichkeit. „Meine Oma und mein Opa in Kurdistan, diesen Satz sagte sie aber nur einmal. Denn die türkischen Kinder kamen in der Pause und sagten: Kurdistan gibt es nicht“ (S. 120).

Dann verschwinden das Dorf und die Sommer der Kindheit einfach aufgrund der Zeit. Wegen des Erwachsenwerdens und der Moderne, des Fortschritts, ist das Dorf wie jedes Kindheitsdorf vom Verschwinden betroffen. Alte Menschen und ihre Geschichten verschwinden, Alltagspraxen verschwinden, werden von anderen, moderneren abgelöst. Neue Gegenstände halten Einzug, die alten werden nicht mehr repariert. Essen verschwindet, das die Großmutter gekocht hat. Der Geruch der großväterlichen Zigaretten verschwindet, weil niemand sie mehr so aus dem selbst angebauten Tabak dreht.

Das dritte Verschwinden, von dem das Dorf betroffen ist, ist der Genozid an den Êzîd*innen. Und das ist ein Verschwinden, von dem andere Dörfer nicht betroffen sind. Die Genauigkeit, mit der Leyla das Dorf inventarisiert, nimmt mich so tief mit hinein in diese und damit zugleich so tief hinein in die eigene Kindheitswelt, dass jedes schöne Detail schmerzt. Ich frage mich plötzlich, wie es wäre, wenn die Orte meiner eigenen Kindheit so ausgelöscht würden.

Das politische Gedächtnis

Von Anfang an hängt also das Politische, hängt die Unterdrückung der Kurd*innen, die syrische Revolution und ihre Niederschlagung und schließlich der Terror des sogenannten IS über den Beschreibungen dieser Sommer. Nach und nach mischen sich konkrete Geschichten, Erfahrungen der Unterdrückung, in den Roman. Sie nehmen oft die Form von Erzählungen des Vaters am Küchentisch an – am Küchentisch in Deutschland, Sonnenblumenkerne knackend. Seine Flucht nach Deutschland in den 1980er Jahren, die Schicksale vieler Familienmitglieder. Fernsehbilder und Bilder im Internet stürzen auf Leyla ein, während sie ihr Abitur macht und während sie beginnt zu studieren. Erst da, erst nach 2011, schreibt Ronya Othmann, beginnt bei Leyla das Erinnern. Das Dorf, das davor verschüttet war in der Welt eines jungen Mädchens, das gerade erwachsen wird, das Abitur macht und zum See fährt, das auf dem Rückweg betrunken an den Straßenrand kotzt und dem ihre beste Freundin Bernadette das Haar hält, das Dorf taucht wieder auf.

„Es begann mit den Massakern, den Bombardierungen, der Zerstörung, begleitete die Zerstörung, folgte auf sie. [...] Alles nahm kein Ende. Und die Erinnerungen breiteten sich immer weiter aus, nahmen überhand, waren nicht mehr aufzuhalten. Wie eine Wunde, dachte Leyla, aus der Blut sickert“ (S. 72).

Ronya Othmann nimmt die Leser*innen mit in ein quälendes Warten, in einen langen und langsamen Verarbeitungsprozess, der seine Spannung gerade daraus bezieht, dass man nicht weiß, was und ob überhaupt etwas folgen wird aus der traumatischen Beobachtung der Zerstörung. Das Buch wird hier mehr Roman, mehr Handlung, und ist darin leider weniger stark als in der minutiösen Bestandsaufnahme des Dorfes am Anfang. Der kindliche Blick auf

die Sommer geht näher als der erwachsene Blick auf das Leben einer jungen Erwachsenen. Trotzdem bleibt man zugleich gelähmt und gespannt dabei, kann die Trauer nachfühlen, fühlt sich ertappt dabei, den Genozid an den Êzîd*innen wie Leylas deutsche Freund*innen im Buch als kaum mehr als eine weitere schlimme Nachricht wahrgenommen zu haben. Das ist das Verdienst von Ronya Othmann: das Verschwinden verhindert zu haben.

Ronya Othmann 2020:

Die Sommer.

Hanser Verlag, München.

ISBN: 978-3-446-26760-2.

288 Seiten. 22,00 Euro.

Zitathinweis: Johanna Tirnthal: Gegen das Verschwinden. Erschienen in: .

URL: <https://kritisch-lesen.de/s/bXjAt>.

Pop mit links



Paula Irmschler

Superbusen

Britney Spears und Antifa – wie passt das zusammen?

Neue linke Popliteratur zeigt: Es passt erstaunlich gut.

Rezensiert von [Stephanie Bremerich](#)

Über Paula Irmschlers im Februar 2020 erschienenen Debütroman „Superbusen“ ist schon manches geschrieben worden. Oft fiel dabei das Schlagwort ‚Popliteratur‘. Diese Assoziation ist einerseits passend, andererseits aber auch ganz falsch (was meist miterkannt wurde). Zur Erinnerung: Popliteratur war um die Jahrtausendwende das große Ding im dato eher schläfrigen deutschen Literaturbetrieb. Das war ein neuer, irgendwie cooler Sound von überwiegend jungen, überwiegend stylischen Männern, der sich an der Grenze zwischen Feuilleton, Diskursgefickel und großer Literatur bewegte. In Texten wie „Soloalbum“ (1998, Benjamin von Stuckrad-Barre) oder „Tristesse Royale“ (1999, Joachim Besing, Christian Kracht, Eckhart Nickel, Alexander von Schönburg, Benjamin von Stuckrad-Barre) ging es um Lifestyle, Konsum, Herzschmerz, Generationsblessuren und Melancholie, das Ganze stilistisch geschliffen und ein bisschen versnobt, zugleich hintergründig und randvoll mit popkulturellen, musikalischen und postadoleszenten Lebensweisheiten. Und – das Wichtigste – immer ironisch. Popliteratur zelebrierte die Ästhetik der Oberfläche und das (eher verschämt bürgerliche als anti-bürgerliche) Geschmacksurteil, um beides zugleich zu persiflieren. Mit der Popliteratur betrat, im schicken weißen Anzug und in Segelturnschuhen,

eine selbstironische Männlichkeit die Literaturszene der Nullerjahre: der postmodern-gebrochene Dandy.

Nicht Pose, sondern Punk

Abgesehen davon, dass das nun schon rund zwanzig Jahre her ist und der dekadente Selbstbespiegelungshabitus nicht in allen Fällen gut gealtert ist (siehe Stuckrad-Barre), steht vieles davon windschief zu Paula Irmschlers Roman. Wenn man trotzdem bei dem Label bleiben will, dann ist „Superbusen“ so etwas wie die linke und – vor allem – feministische Neuerfindung der Popliteratur. Nicht Dandy, sondern Antifa, nicht Schampus, sondern Sterni, nicht hochgezogene Augenbraue, sondern geballte Faust, nicht Berlin, sondern Chemnitz, nicht Pose, sondern Punk.

Protagonistin und Ich-Erzählerin Gisela ist so ziemlich das Gegenteil von Glamour: Ohne Geld und Plan landet sie Mitte, Ende zwanzig wieder in Chemnitz; der Stadt, in der sie ihr Studium angefangen (aber nie beendet) und ihre engsten Freundschaften geknüpft hat. Dort versucht sie – so die Rahmenhandlung – ihr zerfasertes Leben zusammenzuflicken. Abgesehen von der angeknacksten Beziehung zu ihrem Freund Paul in Berlin, die der Auslöser für die Rückkehr nach Chemnitz ist, liegt insgesamt einiges im Argen, wie beim Betreten ihrer alten WG deutlich wird:

„In dem ungeordneten Stapel der Übrigkeiten in meinem Zimmer finde ich einen alten Mietvertrag, viele Mahnungen, Inkasso-Forderungen, die Ankündigung eines Gerichtsvollziehers, der nie gekommen ist, die Anzeige wegen Ladendiebstahls, der Brief, in dem steht, dass die Anzeige fallen gelassen wurde, ohne dass ich irgendwas dafür getan hätte, außer eben niemals Briefe zu öffnen, und drei Exmatrikulationsbescheinigungen“ (S. 100).

Zwischen offenen Rechnungen und den Restbeständen ihres alten Studentinnen-Daseins findet Gisela in Chemnitz aber auch Konstanten und wichtige Fixpunkte ihres Lebens wieder, nämlich Fred, Meryam und Jana, mit denen sie eine tiefe Freundschaft teilt und einst die Band „Superbusen“ gegründet hat. Tatsächlich ist Paula Irmschlers Debütroman vor allem dies: eine Hommage an die Freundschaft und hier insbesondere an die Solidarität

unter Frauen. Mit ihren ehemaligen Bandkolleginnen erledigt Gisela in Chemnitz zunächst das Wichtigste: gegen Nazis demonstrieren. Das ist in Chemnitz wieder bitternötig, wie Gisela süffisant bemerkt.

„Da mische ich mich lieber wieder in eine Diskussion auf Facebook über Nazis und Nichtnazis ein. War der Typ mit dem Hitlergruß jetzt einer? Schwierig zu sagen. Könnte es Hetzjagden gegeben haben, wenn auf Videos Leute brüllen: ‚Wir kriegen euch?‘ Mh, man sollte erst einmal schauen. Und hat Chemnitz ein Problem mit Rechten, wenn ein paar Tausend es schaffen, so kurzfristig aufzumarschieren? Könnte sein, muss aber nicht“ (S. 73).

Links als logische Konsequenz

Die Rückkehr nach Chemnitz und die Demo, die unschwer an die rechtsextremen Aufmärsche und Gegenproteste im August und September 2018 in der Stadt erinnern, sind im Roman zugleich Auslöser für etliche Rückblenden in die Vergangenheit. In deren Zuge erfahren die Leser*innen einiges über Giselas nicht besonders privilegierte Herkunft aus einer „Sozialhilfe empfangende[n] Assifamilie“ (S. 71), die Vorgeschichte ihrer Freundschaft mit Fred, Meryam und Jana und die Gründung ihrer gemeinsamen Punkband. Überhaupt, Sachsen: ein zentraler Aspekt des Romans ist der Standortfaktor. Er hängt eng mit der Politisierung der Freundinnen zusammen.

„Während Leipzig die coole Stadt ist, in die man auf Konzerte oder Partys fährt, besuchten wir Dresden einzig und allein wegen der Demonstrationen. Meist war es wegen des großen Naziaufmarsches am 13. Februar, an dem Nazis aus ganz Europa ‚trauerten‘, weil die bösen Alliierten das schöne Dresden bombardiert haben. Die Bürgerlichen waren auch immer traurig, aus dem gleichen Grund, zündeten Kerzenmeere an und warnten vor Krieg generell. Mit den Rechten zusammen kämpften sie gegen den großen gemeinsamen Feind: die Antifa, die es wagte, den Hauptschuldigen zu benennen. Es war für alle Sachsen in jedem Jahr ein Feier- oder Trauertag, und man musste sich dazu verhalten“ (S. 130f.).

Für Gisela und ihre Freundinnen ist Linkssein die logische Konsequenz. Da darf auch gern mal gegen „das besserwisserische, akademische Theorie-Links

oder das mackerige, niedrigschwelligere Praxis-Links“ sowie „unzählig viele Grüppchen, die sich in ihrem Linkssein ständig übertreffen und spalten müssen“ (S. 209), gestänkert werden.

„Bloß nicht auf subtil machen“

Paula Irmschler, die bislang vor allem als Kolumnistin hervorgetreten ist, hat sich in ihrem Debütroman als Schriftstellerin nicht unbedingt neu erfunden. Wer ihre Glossen und Kommentare für die *Titanic* und den *Musikexpress* kennt, wird einen ganz ähnlichen Sound finden. Das muss kein Manko sein (Stuckrad-Barre hat man Vergleichbares auch nicht unbedingt vorgeworfen), zeigt aber doch ein bisschen die Stoßrichtung an: „Superbusen“ ist – der Titel lässt es bereits erahnen – kein tiefschürfend angelegter epischer Entwurf; hier geht es nicht um psychologische Komplexität, ausgefeilte Erzählstrategien oder intellektualisierendes Hintergrundrauschen. Der Roman will unterhalten, und das gelingt ihm ziemlich gut.

„Wenn man jung sein und nicht immer bloß hier sein wollte, wenn man irgendwas zu erzählen haben will, wenn man ausbrechen will, braucht man eine Band“ (S. 167).

Der Name für die Band ist schnell gefunden: Superbusen, „das beste 80er-Wort überhaupt“, wobei „auch ‚Pornosternchen‘ so ein Wort ist, aber weniger super“ (S. 169). Zu diesem Namen, der „natürlich auch eine astreine Marketingstrategie“ (S. 170) sein soll, entwickeln die Freundinnen „unzählige Logoentwürfe“ (ebd.):

„Das B wie Brüste aussehen zu lassen, war natürlich eine billige, naheliegende Idee, also machten wir es. Bloß nicht plötzlich auf subtil machen, doch nicht bei dem Namen, also bitte. Und wer würde nicht auf ein Konzert gehen wollen, wenn auf dem Ankündigungsplakat ‚Superbusen‘ stünde? Wie sich herausstellte, eine ganze Menge“ (S. 170).

„Superbusen“ lebt vor allem von der Stimme der Ich-Erzählerin Gisela, die mal schnoddrig-ironisch, mal unverstellt direkt reflektiert, kommentiert, schimpft oder sich freut. Das Ganze so erfrischend frei von der Leber weg, dass es einfach Spaß macht, ihr zuzuhören und man sich manche Sätze direkt ins

innere Poesiealbum notieren möchte: „Wir hingen von nun an täglich miteinander rum. Wir waren wie Heroin füreinander, manchmal auch eher wie Koks, je nachdem“ (S. 145).

Paula Irmschler hat weder Berührungängste vor dem allzu Profanen noch vor den ganz großen Gefühlen, und ja: auch Kitsch und Klischees. Die „Morgenkackerei“ auf Tour oder der „Mittelschmerz“ im weiblichen Zyklus finden ebenso Platz im Roman wie große Besäufnisse, emotionale Versöhnungsszenarien und natürlich ganz viel Popmusik, insbesondere Giselas gänzlich ironiebefreite Begeisterung für Britney Spears und den musikalischen Mainstream der 90er. Das Schöne dabei ist, dass Irmschler nicht den einfachen Weg geht und ihre Ich-Erzählerin aus der Retrospektive schlaumeiern lässt, sondern dass sie all das ernst nimmt.

Gerade in diesem Mut zur Direktheit und Ehrlichkeit liegt die popliterarische Originalität des Romans. „Superbusen“ ist cool, weil sich der Roman weigert, hip und cool zu sein, weil Ironie und Sarkasmus nicht distanziert von oben herab kommen und verächtlich werden, und weil Irmschler ihrer Protagonistin und Ich-Erzählerin gleichermaßen eine starke linke Haltung und feministische Stimme verleiht, wie sie ihr Brüchigkeiten, Unsicherheiten, Widersprüche und Verletzlichkeiten zugesteht. Das ist so unverkrampft und mit einer derart großen Selbstverständlichkeit erzählt, dass man am Ende der Lektüre womöglich etwas verwundert den Kopf schüttelt: Schon merkwürdig, dass es nicht schon früher solche Bücher gab. Aber wer weiß, vielleicht liegt ja hier der Auftakt für ein neues Kapitel in der Popliteratur, und „Superbusen“ bleibt nicht das einzige Buch dieser Art. Das wäre schön. Baby, one more time.

Paula Irmschler 2020:

Superbusen.

Claassen, Berlin.

ISBN: 978-3-546-10001-4.

320 Seiten. 20,00 Euro.

Zitathinweis: Stephanie Bremerich: Pop mit links. Erschienen in: . URL:

<https://kritisch-lesen.de/s/FQP9L>.

Der digitale Antrieb



Peter Schadt

Die Digitalisierung der deutschen Autoindustrie

Kooperation und Konkurrenz in einer Schlüsselbranche

Nicht die Digitalisierung baut Arbeitsplätze ab, sondern das Kapital digitalisiert Arbeit und Produktion, um sie effizienter zu machen.

Rezensiert von [Nathan Weis](#)

Vernetzt, autonom und geteilt wird es sein, das Automobil der Zukunft. Hergestellt an Montageinseln statt am Fließband, wobei nicht mehr ein identisches Massenprodukt angestrebt wird, sondern ein auf Kundenwünsche zugeschnittenes Modell. Branchenfremde Akteure, namentlich IT-Kapitale, dringen in die Automobilproduktion ein, der größte Umbruch in der Automobilindustrie seit der Erfindung dieses Fahrzeugs wird prophezeit. Die Digitalisierung, so heißt es, bringt einiges durcheinander, übt Druck auf die Beschäftigten aus, bringt Arbeitsplätze in Gefahr und verschärft die Konkurrenz. Doch neben diesen „Risiken“ halte sie auch „Chancen“ bereit.

In diesen Meldungen kommt die Digitalisierung selbst als handelndes Subjekt vor, welches Veränderungen bewirke. Hier setzt das Buch „Die Digitalisierung der deutschen Autoindustrie“ von Peter Schadt an, die über die Sozialwissenschaften hinauswertvolle Gedanken über Kooperation und Konkurrenz in der deutschen Automobilindustrie entwickelt.

Das unternehmerische Interesse an der Digitalisierung

Ist es wirklich die Digitalisierung, welche die Produktion und Produkte verändern wird? Oder, um es in den Worten des Autors zu sagen, „ist die Digitalisierung nicht vielmehr die Veränderung selbst und nicht der Akteur dieser Veränderung?“ (S. 12) Die digitalen Techniken können sich nicht selbst hervorbringen, sondern brauchen Akteure, die sie entwickeln und einsetzen. Daher fragt Schadt nach dem Subjekt der Veränderung, da „deren politische und ökonomische Interessen auch bestimmen, welche Auswirkungen die neuen Techniken haben“ (S. 13).

Eingesetzt werden die digitalen Techniken von Unternehmen. Dazu gehören cyber-physische Systeme (CPS), das heißt Maschinen und Komponenten, die miteinander kommunizieren und Produktionsabläufe automatisiert abwickeln. Mithilfe dieser soll kostengünstiger und effizienter produziert werden, „Unterbrechungen im Produktionsprozess minimiert werden und dadurch der Produktionsprozess als Ganzes beschleunigt“ (S. 161). Dadurch wird einmal investiertes Kapital schneller in Ware umgewandelt. Marx würde von einer Erhöhung der Umschlaggeschwindigkeit des Kapitals sprechen.

Ein zweiter ökonomischer Zweck der CPS besteht darin, den „Wirkungsgrad der eingesetzten Arbeit“ (S. 162) zu erhöhen. Damit ist gemeint, dass die eingesetzte Arbeit auf der Grundlage der digitalen Vernetzung in einer bestimmten Zeiteinheit mehr Produkte herzustellen vermag als zuvor. Die Produktivität der Arbeit ist also gestiegen. In der Folge sinkt der Lohnanteil pro hergestelltem Stück. Für Unternehmen besteht darin der entscheidende Nutzen der Produktivitätssteigerung. Als Beispiel dafür kann eine Fabrik der Augsburger Firma Kuka in den USA angeführt werden: Dort sind mehrere tausend elektronische Bauteile wie Rechner, Server, Sensoren und Klemmen vernetzt und Roboter im Einsatz. Das Herstellen einer Karosserie hat dort früher vier Stunden gedauert, heute gerade einmal 90 Minuten.

Eine Chance für die Beschäftigten?

Man könnte meinen, dass die Interaktion mit Robotern und den damit einhergehenden Produktivitätssteigerungen zu einer Entlastung der

Arbeitnehmer*innen führen müsse. Da der ökonomische Zweck des Einsatzes der Roboter aber darin besteht, die Umschlaggeschwindigkeit des Kapitals zu erhöhen, können die Produktivitätssteigerungen einen gegenteiligen Effekt haben. Denn die Beschäftigten müssen sich an den neuen Rhythmus der Maschinen anpassen, der von Unterbrechungen bereinigt wurde. Der Einsatz digitaler Techniken äußert sich also in einer Verdichtung der Arbeit und einer Abnahme des relativen Lohns. Der Lohn gemessen an dem produzierten Warenreichtum fällt geringer aus. Außerdem schaffen die digitalen Techniken die Grundlage dafür, die Arbeit noch umfassender aus der Ferne zu überwachen, etwa durch Tracking-Techniken. Wo die Anforderungen an die Arbeitsplätze steigen, während gleichzeitig Arbeitsplätze überflüssig gemacht werden, führt der Einsatz der digitalen Techniken schließlich zu einer Verschärfung der Konkurrenz unter den Lohnarbeiter*innen. Die Lohnarbeit ist die passive Variable dieses Prozesses: „Das Kapital ist Subjekt dieser Interessen, die Charaktermaske Lohnarbeit das *Mittel* d. h. Objekt dieser Interessen“ (S. 304). Schadt spricht diesbezüglich von notwendigen Folgen der digitalen Techniken auf die Arbeit. Damit sind jedoch nicht die Natureigenschaften der Technik gemeint. Die notwendigen Folgen ergeben sich dem Autor zufolge aus dem ökonomischen Zweck, für den sie eingesetzt werden.

Mensch gegen Maschine?

Was bedeutet dies für die eingangs zitierten Darstellungen über die Digitalisierung? Wenn in der Zeitung davon zu lesen ist, dass die Digitalisierung in Deutschland Millionen Jobs bedrohe, dann ist das ein Fehler. Denn nicht die Digitalisierung macht Arbeitsplätze überflüssig, sondern Unternehmen, die „tatsächlichen Subjekte der Digitalisierung“ (S. 288), die ihre Betriebe umstrukturieren. Wenn Arbeitsplätze abgebaut werden, weil sich der Einsatz von Maschinen oder Roboter als rentabler erweist, erscheinen Letztere als Grund der Entlassungen. Dass es nicht die Roboter selbst sind, sondern das ökonomische Interesse, für das sie eingesetzt werden, ändert nichts an dem Oberflächenphänomen, dass Beschäftigte entlassen werden. Das gesellschaftliche Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit, das die Gestaltung der Arbeitsplätze bestimmt, erscheint dabei als ein Verhältnis zwischen Mensch und Sache, in diesem Fall den Maschinen.

In der Automobilindustrie hat sich längst die Erkenntnis durchgesetzt, dass sich mit den digitalen Techniken in der Produktion sowie mit den Daten, die bei der Nutzung anfallen, vielversprechende Gewinne machen lassen. Dafür kommt es entschieden darauf an, über diese Techniken zu verfügen. Deshalb arbeiten die kapitalstarken Endhersteller wie VW und große Zulieferer wie Bosch oder Continental mit Hochdruck daran, selbst die Software herstellen zu können, auf die es ankommt. Branchenfremde Akteure wie große IT-Kapitale oder Start-Ups sehen in der Bedeutung der digitalen Techniken ihre Chance, um in das Feld der Automobilindustrie vorzudringen. Welche Strategien die einzelnen Akteure dabei verfolgen, welchen Verlauf Konkurrenz und Kooperation der Kapitale nehmen und wie der Standort Deutschland mit der Industrie 4.0 in der internationalen Konkurrenz vorankommen will, erfährt man in dieser empfehlenswerten Studie von Peter Schadt.

Peter Schadt 2020:

Die Digitalisierung der deutschen Autoindustrie. Kooperation und Konkurrenz in einer Schlüsselbranche.

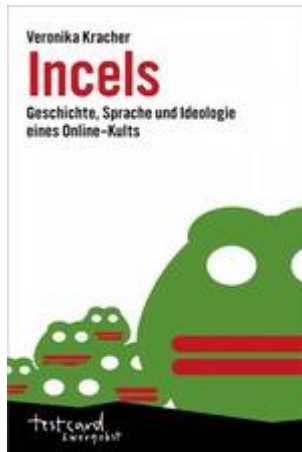
PapyRossa Verlag, Köln.

ISBN: 978-3-89438-745-7.

400 Seiten. 32,00 Euro.

Zitathinweis: Nathan Weis: Der digitale Antrieb. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/Wkj7E>.

Eine neue Generation von Terroristen



Veronika Kracher

Incels

Geschichte, Sprache und Ideologie eines Online-Kults

Der Weg vom misogynen Shit-Post zu realer Gewalt kann ein ganz kurzer sein.

Rezensiert von [Clara Zink](#)

Frustrierte, vorwiegend weiße, heterosexuelle Männer, die sich als Verlierer der Gesellschaft sehen: Auf diese groben Kategorien vereinfacht lässt sich die Incel-Community beschreiben, deren Name im Englischen als Abkürzung für „involuntary celibates“ steht, also unfreiwillige Zölibatäre. Sie glauben, dass Frauen ihnen Sex verwehren, weil sie unattraktiv zur Welt gekommen sind. Deshalb ziehen sie sich gegenseitig in Online-Foren runter und verlieren sich immer tiefer in Verschwörungsgeschwurbel, das im Wesentlichen auf Frauenhass, Rassismus und Antisemitismus fußt.

Veronika Kracher bezeichnet dieses Verhalten in Anlehnung an die YouTuberin Natalie Wynne als „digitale Selbstverletzung“ (S. 213). Sie macht direkt im ersten Kapitel ihres Buches klar: Es macht keinen Spaß, sich mit Incels zu beschäftigen – aber wir müssen da durch. Dem Thema wurde lange Zeit zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet. So lange, bis sich 2018 ein Attentat in Toronto ereignete, bei dem ein 25-jähriger mit einem Lieferwagen in eine Menschenmenge fuhr, zehn Personen tötete und sich in seinem Bekennerschreiben explizit als Incel-Anhänger bezeichnete. Was zunächst als „primär nordamerikanisches Phänomen“ (S. 7) betrachtet worden sei, habe

seither langsam auch das öffentliche Interesse in Deutschland erregt. Nach dem Attentat in Halle am 9. Oktober 2019 – der Täter versuchte aus antisemitischen Motiven an Jom Kippur eine Synagoge anzugreifen, tötete bei dem Versuch zwei Menschen und teilte Aufnahmen der Tat live im Internet –, erinnerten viele Aussagen des Täters stark an Codes aus der Incel-Community. Kracher bedauert, dass es erst so weit kommen musste, damit das Gefahrenpotenzial von Incels in Deutschland ernst genommen wurde. In einem Interview betont sie, dass sie ihr Buch mit dem Ziel geschrieben habe, in Zukunft „präventiv intervenieren zu können“ (Deutschlandfunk 2020). Nicht umsonst lautet ihre zentrale These, dass Frauenhass eben keine Eigentümlichkeit der Incel-Community ist:

„Er ist, tragischerweise, konstitutiv für unsere Gesellschaft. Das Phänomen ‚Incels‘ entsteht nicht in luftleerem Raum, sondern ist Resultat eines Systems, in dem patriarchales Anspruchsdenken, Misogynie und Gewalt gegen Frauen an der Tagesordnung sind.“ (S. 14)

Online-Foren als Radikalisierungsplattform

Die Internetforen, die unter Incel-Anhängern besonders beliebt sind, beschreibt Kracher als ein Sammelbecken für moralische Grenzüberschreitungen jeglicher Art, in dem sich ein wachsendes Radikalisierungspotenzial frei entfalten kann. Nicht immer würden menschenfeindliche Aussagen dort direkt und offen geäußert, ähnlich wie bei Memes (mediale Versatzstücke, die Inhalte transportieren, Anm. Red.) werde der Hass oft in vermeintlichen Witzen verpackt oder durch eine Pseudo-Ironie verschleiert. Für Kracher ist das lediglich Augenwischerei, auf die man sich nicht einlassen sollte:

„[...] wer permanent mit gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit kokettiert, kann die ironische Distanz früher oder später nicht mehr aufrechterhalten und wird zunehmend desensibilisiert. [...] es bedarf bereits einer Disposition zum Menschenhass, um sich überhaupt auf diesen Foren aufzuhalten und sich dort zu artikulieren.“ (S. 52 f.)

Weil die Foren für Incels in erster Linie eine Plattform bieten, um sich gegenseitig in ihrem Leid und Hass zu bestätigen und anzufeuern, spricht Kracher sich klar für eine Schließung entsprechender Boards aus.

Ein narzisstischer Tätertypus?

Kracher widmet sich in einem Abschnitt über Elliot Rodger beispielhaft einem radikalen Incel, der, angetrieben von seiner narzisstischen Wut darüber, keinen Sex zu haben, 2014 in Kalifornien sechs Menschen ermordete und 14 weitere verletzte. Indem sie ein von Rodger als Manifest bezeichnetes Schreiben analysiert, zeigt sie auf, wie eng Frauenhass mit Rechtsradikalismus verknüpft ist und einem Tätertypus Vorarbeit leisten kann, den Kracher in Anlehnung an Rolf Pohl, Klaus Theweleit und Theodor W. Adorno als „narzisstisch gekränkten, in der Regel weißen Mann“ und „neue Generation an Terroristen“ bezeichnet (S. 15).

Dem sogenannten Manifest widmet Kracher sich mit einer tiefenhermeneutischen Analyse: Eine an der Psychoanalyse orientierte Interpretationsmethode der qualitativen Sozialforschung, welche auf die Rekonstruktion von unbewussten Bedeutungsmustern abzielt, die als versteckte Sinnenebene in Texten enthalten sind. Wie ein solches Verfahren normalerweise abläuft und wie sie in diesem Fall vorgegangen ist, erläutert Kracher nicht. Das sorgt dafür, dass Durchführung und Herleitung ihrer Ergebnisse an einigen Stellen nicht nachvollziehbar sind. So schreibt sie etwa, dass der Tod des Vaters von Elliot Rodger diesen völlig kalt gelassen habe (S. 87). Es bleibt jedoch unklar, ob Rodger das wortwörtlich so über sich gesagt hat, ob er den Tod seines Vaters bewusst verächtlich kommentiert oder aber überhaupt nicht erwähnt hat. Krachers Deutungen sind durchweg plausibel; weil jedoch die Leser*innen das Originaldokument nicht vorliegen haben und ganz auf ihre Interpretation angewiesen sind, wäre Transparenz hier umso wichtiger gewesen.

Beim Lesen der Analyse stellt sich bald die berechtigte Frage, ob Rodger eine narzisstische Persönlichkeitsstörung hatte. Da aber Kracher keine psychologische Ausbildung hat, was sie auch erwähnt, umgeht sie die Antwort auf diese Frage: Zwar spricht sie an mehreren Stellen von einer narzisstischen Kränkung Rodgers, sie könne aber lediglich vermuten, dass eine narzisstische

Persönlichkeitsstörung vorläge. Das knappe Statement eines*einer Psycholog*in hätte diese wichtige Erkenntnis jedoch vermutlich bestätigen können. Zumal Kracher sich an anderen Stellen doch zusätzliche Expertise ins Buch holt: Insbesondere im letzten analytischen Teil spricht sie unter anderem mit einem Pädagogen, einer Expertin zum Thema Sekten und ehemaligen Incel-Anhängern. Die zentralen Aussagen der Gesprächspartner*innen untermauern in Zitatform ihre Argumentation und verleihen ihr somit Nachdruck.

Misogynie als gesamtgesellschaftliches Problem

Den Frauenhass von Incels beschreibt Kracher als ein Denkmuster, das auf „patriarchal strukturierte[m] Kapitalismus“ (S. 15) fußt und deshalb den idealen Nährboden für psychische Probleme, Ängste und damit verbunden auch für Radikalisierung, Verschwörungstheorien, Diskriminierung und Gewalt bietet. Für Kracher steht fest: „Männlichkeit ist ein pathologisches Problem.“ (S. 139) Wenn sie schließlich mit Bezug auf die Kritische Theorie den Begriff der „autoritären Persönlichkeit“ einführt, lassen sich Parallelen zu Phänomenen wie der identitären Bewegung oder auch Corona-Leugner*innen ausmachen: Nicht nur die Incel-Community ist beispielsweise dafür bekannt, dass ihre Weltansicht auf einem „autoritären und positivistischen Wissenschaftsbegriff“ basiert – das heißt, wahr sind für sie nur diejenigen Fakten, die „das eigene Weltbild zementieren“ (S. 168). Die Autorin geht immer wieder auf den gesamtgesellschaftlichen Kontext ein und legt viel Wert darauf, dass die genannten Faktoren weder Incel-exklusiv, noch ein Alleinstellungsmerkmal rechter Bewegungen sind.

Kracher hat natürlich Recht: Es macht grundsätzlich keinen Spaß, sich mit Incels zu beschäftigen. Aber wenn sich die autoritäre Persönlichkeit durch den Wunsch nach Identifikation mit einer autoritären Führerfigur auszeichnet, und bei einer Befragung von *Spiegel Online* 2019 ein Viertel der jungen Erwachsenen in Deutschland angaben, dass sie sich mehr autoritäre Führung auf nationaler Ebene wünschen, dann sollte uns das verdammt nochmal Sorgen machen.

Zusätzlich verwendete Literatur

Deutschlandfunk (09.11.2020): Incels. Toxische Männlichkeit als Internetkult. Online einsehbar [hier](#). Spiegel Online (22.02.2019): Umfrage: Ein Viertel der jungen Deutschen wünscht sich "starken Führer". Online einsehbar [hier](#).

Veronika Kracher 2020:

Incels. Geschichte, Sprache und Ideologie eines Online-Kults.

ventil verlag, Mainz.

ISBN: 978-3-95575-130-2.

280 Seiten. 16,00 Euro.

Zitathinweis: Clara Zink: Eine neue Generation von Terroristen. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/yHR6X>.

Militant und unsterblich?



A.G. Grauwacke

Autonome in Bewegung
Aus den ersten 23 Jahren

Was für ein Glück: Ein Klassiker über die autonome Bewegung in Deutschland wurde neu aufgelegt.

Rezensiert von [Markus Mohr](#)

Im Frühjahr 2003 erschien ein üppig bebildeter Band mit dem Titel „Autonome in Bewegung – Aus den ersten 23 Jahren“. In einer ganzen Reihe von Besprechungen fand er schon damals eine außerordentlich freundliche Aufnahme. Es sei die „Erfolgsgeschichte einer politischen Praxis“ (*jungle world*), „eine wahre Fleißarbeit [...], die man unbedingt lesen sollte“ (*Terz*), ein „Klasse Buch!“ (*Plastic Bomb*) und die „Gelungene Geschichte der Autonomenbewegung“ (*taz*). Vier Jahre nach seinem Erscheinen wurde das Buch auch von den Sicherheitsbehörden zur Kenntnis genommen. Unter explizitem Verweis auf das Buch beförderte die Bundesanwaltschaft am 9. Mai 2007 die fünf mutmaßlichen Buchverfasser zu Führungskadern einer terroristischen Vereinigung. Ihnen wurde die Durchführung von zwölf Brandanschlägen angedichtet mit Bezug auf die damals anrollende G8-Gegenmobilisierung in Heiligendamm. Nach umfangreichen Observationen folgte dann eine Welle von Hausdurchsuchungen. Das Ermittlungsverfahren wurde im September 2008 schließlich eingestellt. Das Buch war seit 2012 vergriffen.

Der Verlag Assoziation A hat sich nun dazu entschlossen, eine aktualisierte Neuauflage zur Verfügung zu stellen. Das bedeutet: Eine neue Redaktion hat sich die Freiheit genommen, den „längst vergriffenen Klassiker der autonomen, subjektiven Geschichtsschreibung“ noch einmal mit 100 zusätzlichen Seiten zu bereichern. So kommen also zu den bereits erzählten 23 Jahren Geschichte der Autonomen weitere 17 Jahre hinzu. Hut ab vor so

viel autonomer Chuzpe! Allerdings wird der Untertitel des Buches ungültig, präzise müsste es heißen: „Aus den ersten 40 Jahren“. Diese werden hier in sechs langen Kapiteln mit 51(!) Unterkapiteln chronologisch geordnet, beschrieben und analysiert. In grauen Infokästen finden sich eingeschobene Berichte von ZeitzeugInnen.

Alltag und Militanz der 80er

Das Buch handelt die autonome Bewegung hauptsächlich aus West-Berliner, um genau zu sein, aus Kreuzberger Perspektive ab. Den Kämpfen um die Hamburger Hafenstraße ab Mitte der 1980er Jahre, ein wichtiger Kulminationspunkt autonomer Politik und Praxis, oder auch den tödlichen Schüssen an der Frankfurter Startbahn West im November 1987 wird kein größeres Interesse geschenkt. Hier geht es zu Beginn der 1980er Jahre mit den Hausbesetzungen los und fast 500 Seiten später endet alles nicht ganz zufällig mit einer Verabredung, sich „morgen Abend [beim] Bier im Görlitzer Park“ zu treffen – um das „Älter werden“ gerade in Bezug auf die Aufstandstheorie zu besprechen.

Die in dem Buch präsentierten Bilder, Karikaturen, Icons, Comics und Plakate sind wesentlich aus dem Alternativbewegungsdesign und der Berliner Straßenkampf-Praxis der 1980er und 90er Jahre hervorgegangen. Hier wird ganz sinnbildlich gezeigt, was autonome Bewegung in ihren besten Momenten immer auch war und ist: Militanz und Alltag, Spaß, Sound, soziales Leben und Optimismus. Auch so unternehmen die fünf Kreuzberger Verfasser den Versuch, „die Geschichte der Autonomen“ gerade nicht durch „soziologische Forschung und akademisches Quellenstudium“, sondern „streng subjektiv“ aus der Perspektive derjenigen zu erzählen, „die dabei waren und sind“ (S. 7). Auf dem unteren Sechstel der Seiten findet sich ein Zeitstrahl mit weit über 1.000 ausgewählten zeitgeschichtlichen Daten. Zwar wird dabei nicht immer ganz klar, warum diese Einträge ausgewählt wurden, sie besitzen aber gegenüber der Gegenwart einen Verfremdungseffekt. Der erste Zeittafeleintrag zu diesem Geschichtsband der Autonomen lautet: „13.01. (1980) Karlsruhe: Die Grünen konstituieren sich auf einem Kongreß als Bundespartei“ (S. 14). Irgendwie gab es wohl vor 40 Jahren noch politische Verflechtungen zwischen Autonomen und Grünen, der Partei, die später Angriffskriege und Hartz IV billigte.

Die unübersichtlichen 90er

Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf den Ereignissen in den 1980er Jahren, in der die Autoren als Protagonisten schreiben. Das vierte Kapitel, über die 1990er, fällt in der Qualität deutlich ab. Nach dem Zusammenbruch des realen Sozialismus entspricht die Militanz autonomer politischer Aktivitäten einfach nicht mehr der Gewaltorganisation des gesellschaftlichen Lebens. Ohne es kenntlich zu machen, haben die Kreuzberger Verfasser für die Kapitel über Antirassismus und Antifa andere aktive Genossen gebeten, Texte zu verfassen. Das merkt man sowohl dem Sound wie auch der programmatischen Grundierung dieser Kapitel an. Und das dementiert natürlich den im Vorwort durch die Verfasser erhobenen Anspruch, auch hier substantiell „dabei“ gewesen zu sein.

Dennoch muss man den Versuch dieses Buchprojektes loben, sich aus autonomer Perspektive erstmals eine Schneise quer durch das unübersichtliche Jahrzehnt der 1990er zu schlagen. Das gleiche kann nun auch für den explizit von einer neuen Redaktionsgruppe gleichfalls kurzweilig zu lesenden Abriss zur autonomen Geschichte zwischen 2003 und 2020 gesagt werden. Auch hier mischen Autonome allerorten mit: Antirassistische Grenzcamps werden durchgeführt, Refugee Camps vorbehaltlos unterstützt, Hartz IV wird entschieden abgelehnt und Jobcenter wie Luxusrestaurants werden ohne vorherige Terminabsprache aufgesucht, Gipfeltreffen der globalen Staatschefs in Heiligendamm und Hamburg werden durcheinandergebracht, in Sachen Antifa sorgen Autonome auch am Gebirgsjägerstandort Mittenwald mit einer Vielzahl von piffigen Aktionen für eine Modernisierung des Erinnerungsregimes, die Nutzung der Atomenergie wird in Gorleben und anderswo in die Tonne getreten, Häuser- und Wohnprojekte werden besetzt und so gut es geht politisch wie materiell verteidigt.

Kritisch anzumerken ist, dass manche Texte von einer theoretischen Selbstgenügsamkeit durchzogen sind: „Weder schwebt uns die große vereinheitlichende Bewegungstheorie vor, noch der endgültige Rundumschlag zum Zwecke des Beweises, dass wir sowieso alles besser durchblicken“ (S. 380). Die oben zitierte Aussage steht für eine immer wieder bei Autonomen zu findende Tendenz, sich theoretisch selbst zu entmächtigen.

Forever young

Doch Katzenjammer ist die Sache von Autonomen nicht, das zeigt das Buch in überzeugender Weise. Es zeigt, dass eine Ende der 1970er Jahre als Jugendbewegung gestartete politische Formation in einer Dialektik von Kontinuitäten und Brüchen tatsächlich ein paar Generationswechsel hinbekommen hat. Und zwar als eine linke Bewegung auf der Straße und außerhalb der Institutionen und hier vor allem außerhalb der Universitäten. So liefert das Buch einiges an Futter für die spannende These, dass die Autonomen nach 40 langen Jahren zwar definitiv nicht *forever young* aber eben doch ein bisschen unsterblich sind.

Die Texte und Bilder im Buch sind Geschichten, die aus den Medien ausgeschlossen und von den herrschenden Verhältnissen verdrängt und verhöhnt werden. Sie zeigen linke AktivistInnen in ihrem Versuch, gegen die Verhältnisse zu leben. Und zu bedenken bleibt in Abwandlung eines Gedankens von Ernst Bloch heute mehr denn je: Auf 1.000 Abschiebungen, auf 1.000 Zwangsräumungen, auf 1.000 Kriegstransporte, auf 1.000 Vergewaltigungen, geschlagene Frauen und Kinder, auf 1.000 ertrunkene Flüchtlinge im Mittelmeer, auf 1.000 Nazikundgebungen und auf 1.000 Kürzungen von Hartz IV-Bescheiden kommen nicht 10 Krawalle.

A.G. Grauwacke 2020:

Autonome in Bewegung. Aus den ersten 23 Jahren.

Assoziation A Verlag, Berlin.

ISBN: 978-3-86241-468-0.

496 Seiten. 26,00 Euro.

Zitathinweis: Markus Mohr: Militant und unsterblich? Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/WX7c9>.

Eine Richtschnur für die antifaschistische Praxis



Mathias Wörsching
Faschismustheorien
Überblick und Einführung

Ein großartiges Einführungswerk in die historischen und aktuellen Tendenzen des Faschismus.

Rezensiert von [Christoph Zeevaert](#)

Von der AfD bis nach Halle, von Bolsonaro bis Erdogan: Autoritäre und reaktionäre Welterklärungen haben Hochkonjunktur. Die Antworten, die fraglos als Reaktionen auf die Krisenhaftigkeit des globalen Kapitalismus zu verstehen sind, müssen als Ausdruck der gesellschaftlichen Zurichtungen von Konkurrenz, Vernutzung und Entfremdung betrachtet werden. Einen Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Faschismus zu sehen, ist keine Neuigkeit. Wie genau dieser Zusammenhang aussieht, was Faschismus ist und was nicht, darüber gibt dieses Überblickswerk Auskunft.

Mathias Wörschings „Faschismustheorien – Überblick und Einführung“ ist ein großartiges Einführungswerk und hilft, das Feld zu sortieren. Die Aufgabe von Einführungswerken ist gerade in der Vermittlung theoretischer Arbeit unerlässlich: Sie sollen ein Schlüssel für Primärtexte sein, eine Orientierungshilfe. Dieser Versuch ist den meisten Autor*innen der „theorie.org“-Reihe gelungen, der vorliegende Band ist ein exzellentes Beispiel dafür. Nach einer Skizze der historischen Entwicklung marxistisch beeinflusster Faschismustheorien wartet der Autor mit einer beeindruckend

breiten Rezeption relevanter Theoretiker (es handelt sich ausschließlich um Männer) auf, um schließlich aktuelle Begriffe der Diskussion um das Erstarken autoritärer Politikstile und -formen zu bewerten.

Der ununterbrochene Faschismus

Wörsching wählt als Format eine Art gesammelte Quellenbesprechung mit kurzen Kommentaren. Interessanterweise leidet die inhaltliche Auseinandersetzung darunter nicht im Geringsten: Anhand der Analyse marxistischer Theoretiker und Positionen, die in inhaltlich grob zugehörigen Blöcken verhandelt werden, schlägt der Autor eine Matrix an Bewertungskriterien verschiedener faschismustheoretischer Ansätze vor. Auch wenn das Werk sicher manchmal mit ein paar Unterpunkten weniger ausgekommen wäre, beendet man das Buch mit einem Eindruck der einschlägigen Theorienlandschaft. Die Begriffe zur Analyse verschiedener Ansätze entwickelt der Autor eben nicht im Sinne einer Trockenübung, sondern am Objekt selbst, was es dem*der Leser*in ermöglicht, im Verlaufe der Ausführungen selbst analytisch tätig zu werden.

Ein inhaltlicher Verdienst des Buches ist, dass es den Faschismusbegriff aus seiner Historisierung befreit, Faschismus also nicht als eine abgeschlossene Epoche im 20. Jahrhundert verortet, sondern als virulentes politisches Phänomen charakterisiert, das die bürgerlich-kapitalistische Moderne auf Schritt und Tritt begleitet. Auch wenn die Positionierung des Autors in den verschiedenen Theorielandschaften nicht immer ganz klar ist, steht am Ende die Erkenntnis, dass der Faschismus weder ein ahistorischer Begriff, noch ein abgeschlossenes Kapitel ist. Wörsching nähert sich dem Thema also nicht durch konkrete Zuordnung, sondern bestimmt durch Abgrenzung die Parameter einer geeigneten Faschismustheorie.

Grade in der Rezeption psychoanalytisch arbeitender Theoretiker*innen wird immer wieder das Verhältnis von kapitalistischer Moderne und gewalttätiger bürgerlicher Subjektivierung zum Faschismus herausgestellt. Auch die Überlegungen Alfred Sohn-Rethels über den krisenhaften Übergang zum Fordismus sind an dieser Stelle sehr aufschlussreich. Sohn-Rethels Analyse, die psychoanalytische Aspekte mit klassentheoretischen Erwägungen kombiniert, scheint zu den geeigneten Instrumenten einer modernen Faschismustheorie zu

gehören. In Anlehnung daran stellt Wörsching immer wieder heraus, dass ein einfacher ökonomischer Zusammenhang nicht ausreicht, um vom Kapitalismus auf den Faschismus zu schließen, sondern Elemente der Psychoanalyse hinzugezogen werden müssen.

Der wandlungsfähige Faschismus

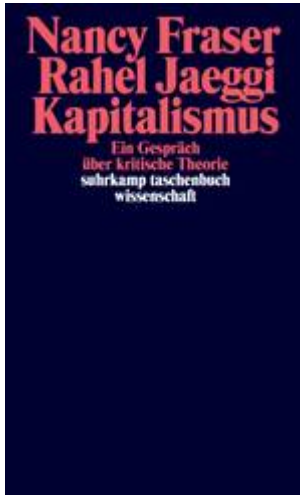
Am Ende des Werkes kommt Wörsching nicht mit einer allgemeingültigen Faschismusdefinition um die Ecke und konstatiert, dass Faschismusanalysen auch dann fruchtbar sind, wenn sie nicht definitiv ein- und ausschließen. Die meisten Werke zu diesem Thema krankten gerade daran, das Substrat des Faschismus erfassen und essentialisieren zu wollen. Ein solcher Versuch lenkt von einer gefährlichen Eigenschaft des Faschismus ab: seiner Wandlungsfähigkeit. Sicher macht es Sinn, darüber zu debattieren, welche Erscheinungsformen dem Faschismus eigen sind, welche ideologischen Eckpfeiler ihn bestimmen und welche notwendigen historischen Bedingungen sein Fundament bilden. Solche analytischen Schritte dürfen aber nicht den Blick für neue Erscheinungsformen faschistischer Politik verstellen oder gar zu ihrer Verharmlosung beitragen. Eine materialistische Analyse gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse ist die Vorbedingung jeder brauchbaren Faschismustheorie, die klügeren der im Buch beschriebenen Ansätze reflektieren diese marxistische Basalerkenntnis.

Die Auseinandersetzung mit Faschismustheorie hat nicht den alleinigen Zweck, Bibliotheken zu füllen, sondern eine Orientierungshilfe für die antifaschistische Praxis zu sein. Diese Praxis muss den Faschismus als ständigen Begleiter der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft erkennen. Wenn sich der Antifaschismus also praktisch wie theoretisch dem Ziel verschreibt, an seiner eigenen gesellschaftlichen Überflüssigkeit zu arbeiten, muss er den Bruch mit der bestehenden Gesellschaftsordnung formulieren. Antifaschismus ist also auch Kampf für ein anderes Ganzes.

Mathias Wörsching 2020:
Faschismustheorien. Überblick und Einführung.
Schmetterling Verlag, Stuttgart.
ISBN: 3-89657-673-9.
240 Seiten. 12,00 Euro.

Zitathinweis: Christoph Zeevaert: Eine Richtschnur für die antifaschistische Praxis. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/DRoWe>.

Adornos Erben



Nancy Fraser/Rahel Jaeggi

Kapitalismus

Ein Gespräch über kritische Theorie

Die dritte Generation kritischer Theorie will einen neuen Blick auf die großen Fragen des Kapitalismus werfen.

Rezensiert von [Peter Schadt](#)

Adorno und Horkheimer hatten sowohl bei den Marxisten-Leninisten wie auch im bürgerlichen Lager keinen guten Ruf. Erstere vermissten stets den ihrer Orthodoxie nach nötigen Opportunismus zur Sowjetunion. Weil sich die kritische Theorie nicht eignete, um die Praxis der verschiedenen ML-er*innen zu legitimieren, waren sie bei diesen als ganz unpraktische Theoretiker verschrien. Ganz so, als ob sich eine Theorie nicht daran zu messen habe, ob sie ihrem Gegenstand gerecht werde, sondern ob sie einer bestimmten K-Gruppe als Legitimation für Aktionen dienen kann. Das bürgerliche Lager hingegen fanden die Theorien der Frankfurter dann doch immer zu sehr zur Praxis drängend: Politiker wie der CDUler Alfred Dregger vermuteten Adorno und Co immer als geistige Väter der Roten Armee Fraktion. Jenseits einer Zuordnung zu einer politischen Heimat bestand die kritische Theorie darauf, dass sich die Erklärung einer Sache nur daran zu messen habe, ob sie stimmt – und zwar egal, ob einem die praktisch-politischen Folgen dieser Erklärung gefallen oder nicht und machten sich damit in beiden Lagern keine Freunde.

Kritische Theorie für das 21. Jahrhundert

Nun ist 2020 mit „Kapitalismus – Ein Gespräch über kritische Theorie“ ein Buch der beiden Professorinnen Nancy Fraser und Rahel Jaeggi erschienen, dass die kritische Theorie fortzusetzen gedenkt. Die dritte Generation kritischer Theoretiker*innen sieht es mit der Praxis derweil wie die Gegner*innen der ersten Generation. Wenn Nancy Fraser im Gespräch mit Rahel Jaeggi zuerst 70 Seiten die Geschichte des Kapitalismus behandelt, hält sie fest:

„Natürlich ist das stilisierte Geschichte. Als Vertreter der kritischen Theorie sind wir nicht daran interessiert, wie die Vergangenheit ‚wirklich war‘ – wie es eigentlich gewesen. Was wir stattdessen wollen, ist eine breitere historische Erzählung, die uns in der Gegenwart Orientierung gibt – eine Erzählung, die klärt, wie wir hierhergekommen sind, womit wir konfrontiert sind, wohin wir gehen wollen und wie wir tatsächlich dorthin gelangen könnten“ (S. 224 f.).

Die modernen Vertreter*innen der kritischen Theorie wollen sich also nicht nachsagen lassen, ohne Rücksicht auf praktische Erwägungen einfach auf dem Begriff der Sache, hier der Geschichte, zu bestehen. Sie wollen vielmehr praktisch sein und eine Orientierung dafür liefern, wie die Welt sein sollte. Dabei geben sie offen zu Protokoll, dass sie gar nicht daran interessiert sind, ob ihre Überlegungen irgendetwas mit der Wirklichkeit zu tun haben, solange sie ihren Dienst tun, nämlich die Leute nicht verunsichern, sondern ihnen einen Plan an die Hand geben. Sie schreiben eine Geschichte des Kapitalismus als Anleitung zu einer Praxis, „wohin wir gehen wollen, und wie wir tatsächlich dorthin gelangen könnten“ – dieses Ziel resultiert allerdings gar nicht aus der Geschichte des Kapitalismus, die Erkenntnisse liefert für die Richtung, in die zu gehen ist. Nach Selbstauskunft der Autorinnen verhält es sich genau umgekehrt: Sie wissen bereits, wohin sie die Leser*innen schicken wollen; und schreiben deswegen eine Erzählung als Rechtfertigung ihrer Marschrichtung. Wo Adorno, Horkheimer, Benjamin und die Anderen noch dafür kritisiert wurden, sich aller Praxis zu entziehen, will diese kritische Theorie praktisch sein. Sie erkaufte es sich, Orientierungshilfe zu sein, in dem sie stilisierte Geschichte schreibt, sich selbst also von dem Versuch der Erkenntnis loslöst und zur Meinung reduziert. Darüber wusste Adorno noch zu

sagen: „An was aber Erkenntnis nicht heranreicht, dessen bemächtigt sich die Meinung als deren Ersatz“.

Ausbeutung und Enteignung

Neben dieser nach Selbstauskunft erfundenen Geschichte des Kapitalismus wird von den beiden Autorinnen allerdings auch im Jahr 2020 einiges unter der Überschrift „Der Begriff des Kapitalismus“ angeboten. Immerhin wollen die Beiden „viele unserer gängigen Annahmen darüber, was Kapitalismus ist und wie man ihn kritisiert“ (Buchrücken) entzaubern. Fraser schlägt dafür die Unterscheidung von Ausbeutung und Enteignung vor, womit sie Marx' ökonomische Analyse ergänzen will:

„Meines Erachtens unterscheiden sich die beiden Prozesse in zwei Hinsichten – wovon die eine ‚ökonomisch‘ und die andere ‚politisch‘ ist. Der erste, der ‚ökonomische‘ Punkt ist, dass bei der Ausbeutung das Kapital die Kosten für die Wiederherstellung der Arbeitskraft übernimmt, die sie für die Produktion einsetzt, während das bei der Enteignung nicht der Fall ist. Der zweite, der ‚politische‘ Unterschied ist, dass ausgebeutete Arbeiter freie Menschen und mit Rechten ausgestattete Bürger mit Zugang zu staatlichem Schutz sind, während enteignete Untertanen abhängig sind und sich nicht an die öffentliche Gewalt wenden können, um sie vor Beraubung und Gewalt zu schützen“ (S. 149).

Ausbeutung ist ökonomisch nach Fraser also, wenn der Lohn der Arbeiter*innen zum Leben reicht; und Enteignung, wenn das nicht der Fall ist. Politisch ist Ausbeutung, wenn die Arbeiter*innen bürgerliche Rechte haben, Enteignung, wenn sie keine haben. Es handelt sich hier also um ausschließende Kategorien. Entweder ein*e Arbeiter*in erhält einen Lohn, der zum Leben reicht, oder nicht. Entweder sie*er ist als politisches Subjekt anerkannt oder nicht. Fraser sieht diese Unterscheidung vor allem als ein Instrument zum Verstehen der Geschichte des Kapitalismus, in der sie Ausbeutung im imperialistischen Zentrum und Enteignung in der Peripherie sieht. Das liest sich wie folgt:

„Große Bevölkerungsteile waren immer noch schlicht und einfach enteignet, und sie waren fast immer farbige; andere wurden ‚bloß‘ ausgebeutet und waren zum größten Teil Europäer und ‚Weiße‘. Neu war jedoch die Entstehung hybrider Fälle, in denen manche Menschen gleichzeitig der Enteignung und der Ausbeutung unterworfen wurden“ (S. 151).

Die Lücke zwischen den Kategorien

Das allerdings wäre zu erklären: Wie kann jemand genügend Lohn bekommen, um sich zu reproduzieren und gleichzeitig nicht? Wie sieht die rechtliche Konstruktion einer Bürgerin aus, die gleichzeitig Sklavin ist? Wie kann man gleichzeitig der Enteignung und der Ausbeutung unterworfen werden? Fraser leistet sich hier aber nicht nur Selbstwidersprüche im Gespräch mit Jaeggi, man hat auch Schwierigkeiten ihre Aussagen mit irgendeiner empirischen Wirklichkeit zusammen zu bringen, so wenn Jaeggi ihr beipflichtet:

„Du hast Recht: Der finanzialisierte Kapitalismus von heute ist ein Regime der universalisierten Enteignung. Nicht nur rassifizierte Bevölkerungsanteile, sondern auch die meisten ‚Weißen‘ verdienen jetzt Löhne, die nicht die vollen Kosten ihrer Reproduktion decken. Da sie nicht mehr von der öffentlichen Fürsorge, vom Insolvenzschutz, von der Macht der Gewerkschaften und Arbeitsrechten abgeschirmt werden, sind auch sie jetzt ‚Sparmaßnahmen‘, Kredithaien und prekären Arbeitsverhältnissen ausgeliefert. Ebenso wird auch die Ausbeutung universalisiert. Nicht nur Männer, sondern auch die meisten Frauen müssen ihre Arbeitskraft ganztags verkaufen, um ihre Familien zu ernähren“ (S. 159).

Wollen die beiden Autorinnen wirklich behaupten, dass die meisten weißen Männer in den Industriestaaten jetzt gerade universell „enteignet“ werden, also keine rechtlich anerkannten Subjekte mehr sind und „nicht die vollen Kosten ihrer Reproduktion decken“ können, während die meisten Frauen jetzt „ausgebeutet“ werden, also – im Gegensatz zu den Männern – als Subjekte anerkannt werden und ihre Arbeitskraft reproduzieren können? Wie überhaupt können zwei ausschließende Kategorien, wie die von den Autorinnen unterschiedene „Ausbeutung“ und „Enteignung“, sich gleichzeitig beide universalisieren?

Aber wahrscheinlich sind die Autorinnen von der Darstellung solcher Widersprüche ihrer Theorie gar nicht beeindruckt. Immerhin schreiben sie selbst, dass sie gar nicht den Anspruch haben, den Kapitalismus zu beschreiben, wie er „wirklich war“ oder ist, sondern Orientierung geben wollen.

Nancy Fraser/Rahel Jaeggi 2020:

Kapitalismus. Ein Gespräch über kritische Theorie.

Suhrkamp, Berlin.

ISBN: 978-3-518-29907-4.

329 Seiten. 24,00 Euro.

Zitathinweis: Peter Schadt: Adornos Erben. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/DyFhH>.

Unsere Stimmen gegen eure Privilegien



Francis Seeck, Brigitte Theißl (Hg.)

Solidarisch gegen Klassismus

organisieren, intervenieren, umverteilen

Der umfangreiche Sammelband bietet vielfältige Perspektiven auf Klassismus und sollte jeden Marx-Lesekreis ergänzen.

Rezensiert von [peps perdu](#)

„What's classy if you're rich but trashy if you're poor?“ fragte ein_e Reddit-User_in 2015. Die unzähligen Antworten reichen von „Geld vom Staat kriegen“ über „in einem Hotel wohnen“ bis hin zu „gebrauchte Kleidung tragen“. Diese Antworten zeigen zum Teil die Doppelstandards in akademisierten linken Zusammenhängen, wenn es um die Auseinandersetzung mit Klasse und Armut jenseits von Theorieproduktion geht. Innerhalb feministischer Bewegungen ist der Begriff des Klassismus und die Auseinandersetzung mit Klasse als gesellschaftliche Strukturkategorie schon in den 1980er Jahren aufgekommen. Wegweisend zu nennen sind dabei Anja Meulenbelts Werk [„Scheidelinien“](#) und das aktuell in neuer deutscher Übersetzung erschienene Buch „Die Bedeutung von Klasse“ der großartigen bell hooks. Der vor kurzem im Unrast-Verlag erschienene Sammelband „Solidarisch gegen Klassismus“ bietet nun 26 Texte zum Verständnis über individuelle und strukturelle Formen von Klassismus, fokussiert auf deutsche und österreichische Verhältnisse und Un_Sichtbarkeiten. Der Sammelband eröffnet vielfältige neue Perspektiven in Ergänzung zu Büchern wie [„Rückkehr nach Reims“](#) von Didier Eribon und [„Ein Mann seiner Klasse“](#) von Christian

Baron, welche die „Aufstiegsgeschichten“ von weißen Männern nachzeichnen und damit jedoch nur einen Teil jener, die mit Klassismus kämpfen müssen.

Die Zugänge und Themen sind dabei ebenso breit wie die gewählten Textformen. In Interviews, Gedichten, theoretischen Einführungen und Selbstdarstellungen geht es unter anderem um die Frage, wie eine Organisierung und Unterstützung gegen die Schikanen von Behörden aussehen kann – hier kommen die Erwerbsloseninitiative BASTA! und die Solidarische Aktion Neukölln zu Wort – oder um Formen der solidarischen Umverteilung innerhalb linker Strukturen – betrachtet mit historischem Blick auf Proleten und aus der Perspektive einer gemeinsamen Ökonomie in einer Kommune. Die Frage, welche intersektionalen Perspektiven sich in einer auch durch Rassismus und Behindertenfeindlichkeit (Ableismus) geprägten Gesellschaft zeigen und wie Klassismus in Bildungseinrichtungen, Soziale Arbeit und Kulturarbeit wirkt, wird in anderen Kapiteln hervorgehoben. Gemein ist allen Artikeln, dass sie einen Praxisbezug haben und sowohl Denkanstöße bieten, als auch Handlungsmöglichkeiten eröffnen.

Diagnose: Kapitalismus

Oft wird Menschen, die sich mit Klassismus beschäftigen, vorgeworfen, sie würden sich nur auf Diskriminierungserfahrungen konzentrieren und damit eine marxistische Analyse der Klassengesellschaft außen vor lassen. All diesen Personen sei Philipp Schäfers Artikel „Klassismus – (k)ein Thema in der Sozialen Arbeit?!“ (S. 209–21) ans Herz und auf den Schreibtisch gelegt. Klar verständlich und angereichert mit Beispielen aus der eigenen Praxis der Sozialen Arbeit wird hier erklärt, dass eine Beschäftigung mit Armut seit jeher Thema der Sozialen Arbeit ist. Im Laufe der Zeit ging diese systemkritische Perspektive verloren und folgt mittlerweile dem Mainstream-Duktus, dass die Ursache von Armut nicht in einer ungleichen Gesellschaft zu suchen sei, sondern im individuellen Versagen von Menschen. Um die Wirkungsweise von Klassismus aufzuzeigen, sieht Schäfer es als notwendig an, die strukturelle (nach Karl Marx) und kulturelle Ebene (nach Pierre Bourdieu) in den Blick zu nehmen und dabei nicht als gegensätzliche, sondern als sich *gegenseitig bedingende* Ebenen wahrzunehmen: Kapitalismus ist dabei die Krankheit, die den Klassismus als ein Symptom hervorbringt (S. 213). Aufgabe der Sozialen Arbeit sollte es sein, Handlungsempfehlungen für eine klassismuskritische

Praxis zu formulieren und damit auch immer wieder die Krankheit benennen, deren Symptome man versucht, abzumildern.

Solidarische Spielräume

Welche Handlungsmöglichkeiten sich in linken und kollektiven Kontexten zur Auseinandersetzung mit Klassismus finden lassen, beschreiben Charlotte Hitzfeld und Nadine Kaufmann vom Kollektiv Konzeptwerk Neue Ökonomie e.V. (S. 117–28). Abgeleitet aus den eigenen Annäherungen des Kollektivs an das Thema Antidiskriminierung und Rassismus zeigen sie die Schwierigkeiten auf, sich in linken (Arbeits-)Kontexten mit der eigenen Klassenbiographie auseinanderzusetzen: „Mit der Sichtbarmachung der Differenzkategorie durch das Monitoring rutschte Klassismus für alle auf die Tagesordnung.“ (S. 212)

Die beiden Autor_innen geben dabei einen Einblick in die verschiedenen Formate zur Auseinandersetzung, welche von internen Fortbildungen über ein *Skill-Sharing*, einem Bücherregal mit entsprechender Literatur bis hin zu Selbstorganisation von Klassismus betroffenen Kollektivist*innen und anticlassistischer Kooperationspolitik reichen. Gerade der Ansatz, gezielt außerhalb der eigenen akademisierten Blase neue Verbündete zu suchen, scheint so sinnvoll. Hierbei geben die Autor_innen einen offenen und ehrlichen Einblick, dass die Auseinandersetzung als Gruppe stets eine Herausforderung bei laufendem Alltagsgeschäft bleibt, und wo gerade in Bezug auf finanzielle Teilhabe und Umverteilung noch Spielräume bestehen. Als Beispiele zum Ausgleich ungleicher Vermögen nutzt das Konzeptwerk beispielsweise die Möglichkeit einer Vermögensaufstockung durch das Kollektiv; außerdem gibt es einen anonymen Solidaritätstopf, über den Geld geteilt wird, „ohne dass dadurch persönliche Beziehungen beeinflusst werden“ (S.124).

Aktive Desintegration

Julia Wasenmüller beginnt ihren Text „Migrantische Selbstorganisation gegen Klassismus und Rassismus“ (S.157–67) damit, warum sie ihn zu Beginn 2020 unbearbeitet zur Seite legen musste: Zu groß war nach dem Attentat in Hanau der Schmerz und das Wissen darum, dass Rassismus und rechter Terror

Menschen tötet, die auf eine rassifizierende Art markiert werden. Und mit Ausbruch der COVID-19-Pandemie wurde sichtbar, wer die Menschen sind, die in schlecht bezahlten aber „systemrelevanten“ Berufen arbeiten, wie migrantisch und häufig nicht-weiß Niedriglohnbereiche und Pflegeberufe geprägt sind. Mit Blick auf ihre eigene Kindheit schwimmt laut der Autorin, ob Erfahrungen durch Migration oder durch Klasse geprägt sind:

„Wollte ich nicht, dass deutsche Kinder mich besuchen, weil in der Küche ein Deko-Samowar stand oder weil wir kein Bücherregal im Wohnzimmer hatten?“ (S.158)

Die gesellschaftliche Spaltung in vermeintlich gute (aka weiße und christliche) und schlechte (aka BIPOC und muslimische) Migrant_innen wird auch von den weißen Migrant_innen selbst vorangetrieben, so Julia Wasenmüllers These. „Russlanddeutsche“ und Spätaussiedler_innen, also Personen aus der ehemaligen Sowjetunion mit „deutscher“ Herkunft, werden mit rassistischen und anti-slawischen Stereotypen konfrontiert, und zeitgleich buhlt die AfD um ihre Stimmen.

Sie zeigt auf, dass die Erfahrung, arm oder mit wenig Geld aufgewachsen zu sein, eine ist, die viele Migrant_innen teilen – ganz unabhängig von ihrer Herkunft. Hierbei spricht sie auch die immerwährende Existenzangst an, die sich in hohen Leistungsanforderungen und dem Druck, immer härter zu arbeiten, manifestiert:

„Wir werden Häuser in russlanddeutschen Siedlungen in deutschen Provinzkäffern erben. Wenn wir Glück haben. Wenn wir Pech haben, Schulden. Und wir erben jede Menge Skills, wie man sich unsichtbar macht, härter arbeitet als andere und sich dabei nicht beklagt“ (S.165)

Julia Wasenmüller ruft Migrant_innen zur Selbstorganisation auf und fordert solidarische Bezugnahme aufeinander, anstatt ein Abarbeiten an dem unerreichbaren Bild der vermeintlich „gut integrierten“ Migrant_innen, denen der Zugang zu sozialer Veränderung nur über Leistung ermöglicht wird.

Wichtige Message für eine unklare Zielgruppe

Unklar bleibt jedoch, an wen sich das Buch richtet: Sozial- und Kulturarbeiter_innen werden Reflexionen über die eigene Praxis finden; Menschen, die selbst Klassismuserfahrungen machen oder gemacht haben, sicher Parallelen zu dem Geschriebenen ziehen können. Generell aber scheint sich das Buch zum einen an akademisierte Menschen zu richten, die sich bisher wenig mit Klassismus beschäftigt haben, und zum anderen eher als Sensibilisierung an genau jene, die sich bisher aufgrund gesellschaftlicher Privilegien nicht mit dem Thema beschäftigen mussten – oder es nicht wollten. Hier geht der Anspruch der beiden Herausgeberinnen nicht immer auf, einen Sammelband zu veröffentlichen mit Erfahrungsberichten, „die überhaupt nicht akademisch geschrieben sind und sich einfach super schön lesen lassen und kein Schwurbel-Diskurs [sind.]“

Was den Sammelband besonders auszeichnet, ist sein Hauptschwerpunkt: eine Auseinandersetzung mit klassistischen Strukturen ohne einen voyeuristischen Blick, sondern immer selbstbestimmt und selbstermächtigend. Diese Perspektive ist so wichtig, dass sich einige Leerstellen in den Texten aushalten lassen, wie zum Beispiel der Einfluss von Ost-West-Perspektiven oder fehlende linke Gewerkschaftsperspektiven. Der Sammelband bietet schließlich einen großartigen und stabilen Startpunkt für die weitere Auseinandersetzung.

Francis Seeck, Brigitte Theißl (Hg.) 2020:

Solidarisch gegen Klassismus. organisieren, intervenieren, umverteilen.

Unrast-Verlag, Münster.

ISBN: 978-3-89771-296-6.

280 Seiten. 16,00 Euro.

Zitathinweis: peps perdu: Unsere Stimmen gegen eure Privilegien. Erschienen in: . URL: <https://kritisch-lesen.de/s/DCnFh>.

Arm und nicht sozial schwach



Anna Mayr

Die Elenden

Warum unsere Gesellschaft Arbeitslose verachtet und sie dennoch braucht

Ein Buch über Arbeitslose und ihre Funktion für die Arbeitsgesellschaft.

Rezensiert von [Thomas Stange](#)

Anna Mayr hat ein politisches Buch über Arbeitslose im heutigen Deutschland geschrieben. Zugleich ist es ein persönliches Buch, über ihre eigene Geschichte und die ihrer Eltern. Auch wenn die politischen Anteile des Buchs überwiegen, ist ihr ein lesenswerter Hybrid gelungen.

Mayr legt dar, wie es ist, im Deutschland des 21. Jahrhunderts arbeitslos zu sein – so wie ihre Eltern. Dabei beschreibt sie vor allem das Hartz-IV-System und wie es sich für Menschen anfühlt, im Jobcenter als „Kunde“ „geführt“ zu werden. Alle, die sich kritisch mit Hartz IV befassen oder davon selbst betroffen sind oder waren, kennen die Themen und Schlagworte, die Mayr im Buch anspricht: Isoliertheit, Integration, Zumutbarkeit, Sozialhilfe, ALG2-Empfänger, Nichtwähler, Langzeitarbeitslose, Vermittelbarkeit, Chance, 1-Euro-Job, Stigma, RTL2, SPD, Armut, abgehängt, faul, sozial schwach, angemessen, Bildung – um nur Einige zu nennen. In „Die Elenden“ finden wir weniger Erklärungen zu diesen Begriffen als vielmehr eine klare und kritische Haltung zu ihnen. Einige Menschen dieser Gesellschaft sind von diesen Begriffen direkt betroffen, sie leben jeden Tag mit dem Stigma, arbeitslos zu sein und damit, zu „Anderen“ abgestempelt zu werden. Sie werden zu denjenigen gemacht, die diese Gesellschaft als ihr Gegenteil braucht:

„Ich weiß also, welchen Zweck es hatte, dass meine Familie arm war: Wir dienten als abschreckendes Beispiel.“ (S. 21)

Das Gegenteil der Arbeit

Arbeitslosigkeit bedeutet zuallererst Armut. Weil arbeitslos sein von der Gesellschaft nicht erwünscht ist, sind Arbeitslose nicht nur arm, sondern sie werden auch noch sozial abgewertet. Anna Mayr, die als Journalistin unter anderem bei *DIE ZEIT* arbeitet, beschreibt ihre Empörung, wenn ein Kollege Arbeitslose und Arme abwertet:

Einerseits, weil ich mich denjenigen, die er für asozial hält, zugehörig fühle: den Menschen, neben denen ich aufgewachsen bin und die in der öffentlichen Wahrnehmung unter einer Schicht aus Vorurteilen existieren, die so dick sind, dass sie zu ersticken drohen und das kaum jemand die Realität darunter sieht. Andererseits, weil ich mich auch ihm, dem Kollegen, zugehörig fühle.“ (S. 13)

Dieses Zitat erinnert an die aktuellen klassenpolitischen Debatten, die mit Identitätspolitik verknüpft werden und verweist darauf, dass dieses Buch scheinbar zur richtigen Zeit erschienen ist.

Wenn Mayr ihre eigene Biografie und ihre Gefühle auf eine Art zum Ausdruck bringt, wie sie für politische Bücher üblich ist, ergänzt sie das mit einer biografischen Positionierung. An manchen Stellen weist sie mit recht starkem Ton drauf hin, dass die Härten von Kindern Arbeitsloser größer sind als jene von Kindern der Arbeiter_innen. Damit versucht sie, ihre Position als Kind Arbeitsloser zu verdeutlichen. Aber sie setzt ihr Buch auch ins Verhältnis mit anderen Texten, wie „Rückkehr nach Reims“ von Didier Eribon oder Christian Barons „Ein Mann seiner Klasse“, welche in den Debatten zum Teil identitätspolitisch aufgegriffen wurden. Beide Autoren würden ihrer Ansicht nach zumindest im Subtext „dem belesenen Bürgertum die Unterschicht und deren Weltwahrnehmung erklär[en und damit zugleich suggerieren], dass Nationalismus und Rassismus vor allem aus diesen Milieus kommen.“ (S. 23) Auch, wenn dieser Vorwurf an Eribon und Baron nicht ganz trägt, ist Mayrs grundlegende Antwort darauf unerlässlich: „Wäre Rechtssein vor allem eine

Sache der Ohnmächtigen, dann wären die Rechten insgesamt weitestgehend ohnmächtig.“ (ebd.) Und das sind die Rechten leider nicht.

Eine Geschichte der Distanzierung

Zu Situationen, wo die augenscheinliche Unüberbrückbarkeit der Ungleichheit deutlich wird, komme es für sozial Aufgestiegene wie Mayr alle Tage:

„Mit einem Freund [...] saß ich nach Feierabend im Lounge-Bereich einer Berliner Boulderhalle [...]. Ich nahm einen Schluck von meinem grünen Smoothie und nickte interessiert, als er sagte, dass man jetzt eigentlich Immobilien kaufen sollte.“ (S. 25)

Wenn sie weiter beschreibt, dass sie inzwischen gerne Taxi fahre und sich das früher nicht getraut habe, schlägt sie damit in dieselbe Kerbe wie Baron und Eribon, die auch über die Scham der Aufgestiegenen schreiben: Der privilegierte Alltag zusammen mit den Reichen kennzeichnet ein Abgehobensein von der eigenen Klasse. Und Mayr sagt dazu auch, dass ihr sozialer Aufstieg ihr die „nötige kritische Distanz [verleihe], ohne die Sie als Leserinnen mich nicht ernst nehmen würden.“ (S. 29) Über mehrere Seiten berichtet sie von ihren Anfragen an Funkanstalten, und stellt fest, dass in den Talkshows keine Arbeitslosen, sondern immer nur „ehemalige Arbeitslose“ zu Wort kommen.

Mayrs Eigenreflexion wird durch die Geschichte des Umgangs mit der Arbeitslosigkeit kontextualisiert und politisiert. Sie erklärt die Ethik des Verzichts unter den Reformator_innen, die vor rund 500 Jahren Faulheit, Betteln und Arbeitslosigkeit zur Hauptsünde gestempelt hatten. Zudem skizziert sie, dass mit dem Fortlauf der Industrialisierung Menschen begannen, um die Arbeit ebenso wie *darin* gegeneinander zu kämpfen. Später beschreibt sie das vorläufige Ende dieser Entwicklung, in der das System von Hartz IV der Höhepunkt dieser Ethik der Arbeit ist. Und zwischendrin versucht sie sich an einer triftigen Kritik am bedingungslosen Grundeinkommen, dass ähnlich wie ALG 2, doch eher einer Subventionierung von billiger Arbeitskraft gleichkäme.

Bildung und soziale Arbeit

Zwei Punkte fallen an Mayrs Text besonders positiv auf: Erstens die Kritik der „Bildung“ als Allheilmittel für den Aufstieg aus der Armut. Nicht umsonst ist das Wort auch so ein beliebtes in Reden von Politiker_innen. Doch Bildung allein nütze in der Realität nichts, so die Auffassung der Autorin: Der Aufstieg sei real nämlich nicht allen vergönnt. Dennoch: Wenn Kommiliton_innen ihr von einer besseren Welt vorschwärmten, aber zugleich abwertend über angebliche „Hartz-IV-Nazis“ (S. 61) redeten, die doch nichts für eine bessere Welt täten, wird das Schlagwort „fehlende Bildung“ zum einzigen Grund für soziale und politische Ungerechtigkeiten erhoben.

Zweitens macht Mayrs deutlich, dass für verschiedene Strukturen der sozialen Arbeit viel Geld ausgegeben werde, es Menschen aber oftmals viel mehr helfen würde, einfach mehr Geld zur Verfügung zu haben.

*„Es gibt also Menschen in dieser Gesellschaft, die gehen kaputt, damit der Rest sich von ihnen abgrenzen kann, und je mehr sie ausgegrenzt werden, desto mehr gehen sie kaputt. Und wenn sie kaputt genug sind, bezahlt der Staat Menschen, die sich um sie kümmern. Man nennt das dann soziale ‚Arbeit‘, denn wer keine Arbeit hat, den kann man immerhin bearbeiten.“
(S. 84)*

Das skizziert sie in mehreren konkreten Fallbeispielen und es geht ihr dabei vor allem darum, dass Soziale Arbeit auch Alimentierung der Armen ist, aber keine richtige Hilfe. Gerade wer nah an diesem Bereich arbeitet, kann zu solch einer Auffassung kommen.

Arbeitslos? Gibt's das noch?

Manchmal kommt beim Lesen das Gefühl auf, dass Mayr dieses Buch geschrieben hat, um uns die Arbeitslosigkeit als solche ins Gedächtnis zu rufen. Das erinnert an Zeiten, als mit Arbeit und Arbeitslosigkeit noch Wahlkampf betrieben wurde. Im Jahr 2020 scheint das Thema aber bundespolitisch noch nicht zum Wahlkampfthema zu werden. Unverständlich ist das angesichts Mayrs Erkenntnis:

„Wer das Gefühl hat, dass der Staat die Gerechtigkeit nicht herstellen wird, der setzt sich Zuhause auf zehn Pakete Klopapier und rechtfertigt das damit, dass ja sowieso jeder nur an sich denke. Je größer das Ungerechtigkeitsempfinden in einer Gesellschaft, desto unmoralischer wird sie also.“ (S. 181)

Die Autorin argumentiert für die Notwendigkeit von Umverteilung und dafür, zu erkennen, dass Armut ungerecht ist. Lohnenswert ist das Buch deshalb, weil es die gesellschaftliche Funktion von Arbeitslosigkeit leicht erklärt und zudem mit persönlichen Erfahrungen angereichert Gerechtigkeit für Arbeitslose einfordert.

Anna Mayr 2020:

Die Elenden. Warum unsere Gesellschaft Arbeitslose verachtet und sie dennoch braucht.

Hanser Berlin, Berlin.

ISBN: 978-3-446-26840-1.

208 Seiten. 20,00 Euro.

Zitathinweis: Thomas Stange: Arm und nicht sozial schwach. Erschienen in: .
URL: <https://kritisch-lesen.de/s/NYhU6>.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2024 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der [Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz](#). Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere [Kontaktseite](#) erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.